Paed. Pr. 4446 l

<36616672760012

<36616672760012 S

Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Selenlehre für Kinder

von

J. H. Campe.

Baron de Berenger, de Beaufain

Nebst vier Kupfertafeln in Quart.

Hamburg,
bey Carl Ernst Bohn. 1780.

D IV a

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

(2235)

Vorrede.

Eine Selenlehre für Kinder ist, so viel ich weiß, noch keine gewöhnliche Erscheinung unter uns; und es dürfte daher wohl mancher verlegen sein, was er über den Einfal, sie zu schreiben, für ein Urtheil zu fällen habe. Für solche also und für alle diejenigen, die sich dieses Büchelchens zur Unterweisung ihrer Kinder etwa bedienen wollen, wil ich hier kürzlich die Absichten auseinander legen, die ich dadurch zu erreichen hofte.

Diejenigen, welche mich oder einige meiner Schriften kennen, werden wissen, daß wohl keiner von der Schädlichkeit einer frühreifen intellektuellen Ausbildung der Kinder inniger durchdrungen sein kann, als ich es durch Grundsäze und Erfahrung bin. Diese werden sich daher vielleicht wundern, wie grade ich es sein müsse, der sich einfallen läßt, ein neues Werkzeug zu einer solchen Ausbildung zu ersinnen, und, nachdem es vollendet war, es jedem Meister und jedem Pfuscher zum beliebigen Gebrauche oder Misbrauche darzubieten. Diese Verwunderung macht mir Ehre und verdient also meine aufmerksamste Erwiederung.

Ich muß demnach zuvörderst versichern, daß keine in meinen Grundsäzen vorgefallene Veränderung, sondern vielmehr die öftere lebhafte Empfindung eines wirklichen pädagogischen Bedürfnisses, mich zu der Ausarbeitung und Bekantmachung dieses Werkchens vermogt

hat.

hat. So sehr ich nemlich auch wünschte, daß man den eigentlichen zusammenhängenden Unterricht in der Religion und in der Sittenlehre bis dahin verschieben mögte, wo die Sele des Kindes zum zusammenhängenden Denken reif zu werden anfängt: so wenig Wahrscheinlichkeit ist gleichwohl da, daß der grössere Theil der Väter, der Erzieher und der Aufseher derselben, in die Gründe dieses Wunsches eingehen und die Richtigkeit derselben anerkennen werde. Ich selbst, der ich das Glük habe, unter allen Erziehern Deutschlandes vielleicht der Unabhengigste zu sein, sehe mich, nach Abwägung des grössern bei einiger, so viel möglich wieder unschädlich gemachten, Nachgebung gegen algemeine Vorurtheile mir erreichbaren sitlichen Nuzens, genöthiget, von der Strenge einiger meiner Grundsäze in der Ausübung ein wenig nachzulassen, weil ich mit jedem andern Weltbeobachter die Erfahrung gemacht habe, daß man

gemeiniglich alles Gute hindert, wenn man alles erkante Gute auf einmahl hartnäkkig zu erringen strebt.

Sonach glaub' ich annehmen zu dürfen, daß auch der freieste Erzieher fremder Kinder nicht umhin könne, schon acht- bis zehnjährigen Kindern eine solche zusammenhängende Unterweisung in der Religion und Sittenlehre zu geben, ohngeachtet er sich, wenn er weise ist, auf alle Weise bemühen wird, die sistematischen Bande, die er dem jungen Geiste anlegen muß, so sehr er kan, zu verstekken. Nun mögt' ich aber gern wissen, wie es immer möglich ist, bei einem solchen, schon auf wirkliche Gründe gebauten Unterrichte (er sei übrigens so kurz, so sehr herabgestimt, als er immer wolle!) auf irgend eine vernünftige Weise zu Werke zu gehen, ohne bey jedem neuen Schritte eine Lükke anzutreffen, über welche irgend eine psichologische Vorerkentniß

zur

zur Brükke dienen muß? Wie man z. E. einen wahren und würdigen Begrif von Gott, von seiner Geistigkeit, von seinem unendlichen Verstande, von seinem heiligen Willen, von allen daraus abfließenden untergeordneten Eigenschaften desselben erwekken könne, ohne erst die nothdürftigsten Vorbegriffe von dem Wesen und den Eigenschaften des menschlichen Geistes entwikkelt zu haben? Wie man ferner die in jedem moralischem Unterrichte unvermeidlichen Wörter Verstand, Vernunft, Neigungen, Begierden, Sinlichkeit, Instinkt, Leidenschaft u. s. w. vernünftiger Weise brauchen könne, ohne dasjenige, was dadurch ausgedrükt werden sol, den Kindern vorher erst anschaulich gemacht zu haben?

So gewiß also bei einer überlegten Unterweisung die Naturgeschichte der Naturlehre, oder die Zergliederungskunst der

eigentlichen Heilungskunst vorangeschikt werden muß; eben so gewiß muß auch ein Inbegrif psichologischer Vorerkentnisse dem eigentlichen Religionsunterrichte und der Sittenlehre vorgehen. Und dies ist der erste Grund, der mich bestimte, die folgenden Gespräche, welche die besagten nothdürftigen Vorerkentnisse aus der Selenlehre entwikkeln, erst mit meinen eigenen Zöglingen anzustellen und sie dan zum beliebigen Gebrauche anderer Erzieher drukken zu lassen.

Hier ist ein zweiter. Einer von denjenigen pädagogischen Grundsäzen, welche den wenigsten Einschränkungen unterworfen sind, und die ich daher auch in der Ausübung am unablässigsten vor Augen habe, ist der: daß die volkommenste Erziehung diejenige ist, welche alle phisischen und moralischen Anlagen des Leibes und des Geistes der Kinder in dem besten

sten Verhältnisse zu einander gleichmäßig auszubilden sucht. Diesem Grundsaze zufolge, bemühe ich mich, so sehr es immer möglich ist, die Uebungen der unter meiner Aufsicht zu erziehenden Kinder so abzumessen und auf einander folgen zu lassen, daß keine ihrer Kräfte vorzugsweise entwikkelt, keine der andern nachgesezt, sondern jede gleichmäßig bearbeitet werde. Daß übrigens dies nicht mit Zirkel und Maaßstab in der Hand geschehen könne, und daß der Zufal oder der Inbegrif aller derjenigen Dinge, welche nicht in unserer Gewalt stehen, das von uns abgezielte Gleichgewicht gar oft verrükken, versteht sich, denk' ich, wohl von selbst. *) Nun wird aber jeder

*) So versteht sich auch dies von selbst, daß bei zunehmendem Alter des Kindes auf die künftige ganze Bestimmung desselben Rüksicht genommen, und in der Anwendung des obigen Grundsazes darnach verfahren werden müsse.

Lehrer, der über das, was er lehrt, gehörig nachdenken und Beobachtungen anstellen kan, gestehen, daß bei weitem der beträchtlichste Theil des gesamten Schulunterrichts nur das Gedächtniß der Kinder in Wirksamkeit seze, und alle die übrigen Selenfähigkeiten bald mehr, bald weniger, in ungestörtem Schlummer ruhen lasse. Ich glaube daher, bei meiner eigenen Ausübung dies Uebergewicht der Uebungen des Gedächtnisses von Zeit zu Zeit unterbrechen und etwas unterschieben zu müssen, welches unmittelbar die übrigen Selenkräfte, das Gedächtniß hingegen nur mittelbarer Weise beschäftigen möge. Daher entstehen dan besondere Uebungen für den Verstand, besondere für die Einbildungskraft, für den Wiz, für den Scharfsin und für jede andere vorzügliche Selenkraft, die wir ihren Wirkungen nach mit Recht von einander unterscheiden, ohngeachtet sie im Grunde nichts anders als Modifikazionen einer und eben der-

selben

selben Denkkraft sind. Eine von solchen, zur Beförderung des Gleichgewichts unter den Selenkräften der Kinder angestelten, Uebungen des Verstandes waren diese psichologischen Gespräche, die ich am Ende einer jeden Lehrstunde mit alle den Lokalumständen aufschrieb, unter denen sie gehalten waren.

Aber wozu diese Lokalumstände in Gesprächen, die nun für's ganze Publikum bestimt sind? Um diese Frage zu beantworten, muß ich eine dritte Absicht anzeigen, die mich zur Bekantmachung derselben bewogen hat.

Ich glaube nemlich, ohne alle Selbstgefälligkeit, mir bewust sein zu dürfen, daß ich nach ziemlich langen Uebungen im Unterrichte und nach eben so langen Beobachtungen über die Kinderselen, in der Kunst Begriffe zu entwikkeln und mitzutheilen, nach und nach einige Vortheile bemerkt haben mag, welche

nicht jedem Anfänger in der ausübenden Erziehungslehre bekant und geläufig sind. Solche bemerkte Vortheile als Regeln vorzutragen hat wenig Nuzen; weil diese Regeln nur für diejenigen ganz einleuchtend sind, die während ihrer eigenen Ausübung schon darauf gestoßen waren — also für solche, die sie schon kanten, schon angewandt hatten und ihrer also am wenigsten bedurften. Für den übrigen grössern Haufen ist zwischen Regel und Anwendung eine solche Kluft befestiget, daß die Meisten bei der Ersten wohl stehen bleiben müssen, ohne zu der Andern fortschreiten zu können. Aber eine treue Darstellung einer wirklich geschehenen Anwendung solcher Regeln gewährt den Vortheil, daß auch dem langsamsten Verstande das Wie? die Art und Weise dieser Anwendung, vor's Auge gerükt, und der ihm, wie allen Menschen, eigene Nachahmungstrieb zu eigenen Versuchen in ähnlichen Fällen gereizt wird. Ich glaube daher

diese Gespräche, ohne Verlezung der Bescheidenheit, der Aufmerksamkeit junger Erzieher, als eine kleine angewandte Methodik, empfehlen zu dürfen.

Wollen solche junge Erzieher sich die Mühe nehmen, von den Methoden, die ich in diesen Gesprächen angewandt habe, das Algemeine abzuziehen: so werden sie von selbst auf folgende Theorie stoßen. Um psichologische und moralische Begriffe für Kinder aufzuklären und sie ihnen anschaulich zu machen, giebt es verschiedene Mittel, wovon aber freilich das eine besser, als das andere ist. Am sichersten erreicht man seinen Zwek, wenn man sie alle, eins nach dem andern, anwendet, um die junge Seele zu verschiedenenmahlen von verschiedenen Seiten her und auf ganz verschiedenen Wegen auf einen und eben denselben Flek zu führen, der ihr dadurch um so viel bekanter und unvergeßlicher werden muß. Diese Mittel sind folgende:

1. Man

1. Man kan blos wörtlich erklären: — die schlechteste und unwirksamste Methode unter allen, vornemlich wenn man damit anfängt. Der Lehrer von Einsicht wendet sie zulezt, oder nur alsdan an, wenn ihm ganz und gar keine andere zu Gebote steht.

2. Man kan dergleichen Ideen in sinlichen Vorstellungen, Gemählden, Kupferstichen u. s w. darstellen, und die Kinder sie davon abziehen lassen.

3. Man kan sie durch wahre oder erdichtete Beispiele von Andern, welche man für die junge Sele anziehend zu machen gewust hat, bis zu einem gewissen Grade der Anschaulichkeit erheben; noch besser aber durch solche Beispiele, welche aus dem eigenen kleinen Erfah-

fahrungsmagazine der jungen Kinderseele selbst hergenommen sind.

4. Endlich (und dies ist ohnstreitig die beste Methode von allen) kan man die junge Sele durch allerlei leicht zuerfindende Anstalten selbst in den Fal sezen, daß sie dasjenige thun oder empfinden muß, was man ihr anschaulich zu machen zur Absicht hat, so daß der Lehrer sie alsdan nur erinnern darf, ihren Blik in sich selbst zu kehren, um dasjenige zu lesen, was man sie lehren wolte.

Man wird finden, daß ich alle diese Methoden, vornehmlich die Leztere, so oft angewandt habe, als es in Gesprächen, die gedrukt werden solten, ohne gar zu große Weitläuftigkeit geschehen konte. Dem Zweck der Kürze musten auch die meisten moralischen Anwendungen aufgeopfert werden, in der Voraussezung, daß

die

die Gelegenheiten dazu sich einem aufmerksamen Lehrer, auch ohne Fingerzeig, von selbst darbieten würden.

Ein Paar Ideen zu Vorstellungen auf den Kupfertafeln sind von den Basedowschen Elementarbildern entlehnt, weil ich keine zwekmäßigere anzugeben wuste. Diese Kupfertafeln müssen nicht mit in das Buch eingebunden; sondern in dem Lehrzimmer neben der über diese Gespräche zu machende Tabelle zur täglichen Erinnerung aufgehängt werden.

Noch ein Wort von dem Gebrauche für Kinder, den ich davon gemacht zu sehen wünsche. Es sol, meiner Absicht nach, kein eigentliches Lesebuch, aber auch kein sogenantes Kompendium oder Lehrbuch, sondern vielmehr etwas sein, das zwischen beiden die Mitte hält. Ich wünsche nemlich, daß der Lehrer, der dies Hülfsmittel brauchen wil,

vor

vor jeder zu gebenden Lekzion, sich selbst mit dem Inhalte eines dieser Gespräche bekant machen, und sich dan bemühen möge, die darin entwikkelten Ideen den Kindern auf eine gleiche oder ähnliche Weise abzulokken. Am Ende einer jeden Lekzion möge er ihnen dan das jedesmahlige Gespräch zur Wiederholung erst selbst vorlesen und nachher es auch von ihnen lesen lassen. So, hoffe ich, wird für den Nuzen des angehenden Lehrers und seiner Schüler zugleich gesorgt sein.

Ich war anfänglich gesonnen, diese Gespräche noch um einige zu vermehren, und das Ganze in einen sogenanten **ersten** und **zweiten Gang** abzutheilen, so daß die ersten Bogen eine Anleitung enthalten solten, ganz jungen Kindern die allerersten Begriffe von sich selbst auf eine ihrem Alter und ihren Fähigkeiten angemessene Weise beizubringen. Aber ich fand, daß ich das Wesentliche davon

schon

schon in denjenigen kleinen Religionsgespräche mitgetheilt hatte, die im 1 Theile meiner Erziehungsschriften Seite 251 und in der zu Altona von mir erschienenen neuen Methode die Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren abgedrukt worden sind. Ich glaubte daher, daß es besser wäre, diejenigen, welche sich dieser kleinen Hülfsmittel bedienen wollen, auf die jeztgenanten Bücher zu verweisen, als ihnen etwas vorzulegen, welches ihnen, dem Hauptinhalte nach, schon bekant sein konte. Hamburg im Wintermonat 1779.

Klei-

Kleine Selenlehre

für

Kinder.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Eine Gesellschaft kleiner Menschen, die schon vor Jahr und Tag eben das von ihrer Sele gehört hatten, was Lotte, die Jüngste unter ihnen, in den Gesprächen mit ihrer Mutter lernte, *) war oft sehr begierig, noch mehr davon zu hören. Der Vater hatte ihnen auch zuweilen den Gefallen gethan, ihnen bald dieses, bald jenes davon zu erzählen, so wie die Gelegenheit es eben mit sich brachte. Aber das war ihnen immer noch zu wenig. Sie wolten gar zu gern ihre und an-

*) Siehe Campens Erziehungsschriften 1 Theil Seite 251.

derer Menschen Selen noch etwas besser kennen lernen, und des Fragens war daher kein Ende.

Da sagte endlich der Vater:

"Nun, Kinder, weil ihr denn so sehr verlangt, mit eurer Sele, oder, welches einerlei ist, mit euch selbst bekanter zu werden: so sol es mir auf ein Duzend halbe Stunden, die wir dazu nöthig haben werden, eben nicht ankommen. Aber das sage ich euch voraus, es wird viel, viel Aufmerksamkeit erfodert werden, wenn ihr alles so recht verstehen und begreifen wolt."

Kinder.

O wir wollen so stille sein, wie ein Mäuschen; Vater sol nur sehn!

Vater.

Wohl dan! — Nichts hält uns ab, jezt gleich anzufangen. Lagert euch!

Die Kinder sezten sich, und da began zwischen ihnen und dem Vater folgendes

Erstes Gespräch.

Vater.

So viel, meine Lieben, habt ihr doch alle wohl schon längst gewußt, daß nicht dieser unser Leib, sondern vielmehr unsere Sele es sei, die da lebt und thut alles, was wir vornehmen; nicht?

Johannes.

O ja! — Wenn die Sele aus dem Leibe heraus ist, so liegt er ja da, als ein Klumpen Fleisch, und kan sich gar nicht mehr bewegen.

Vater.

Ganz recht; aber wie werden wir es denn nun wohl anfangen, um die Sele, die in diesem Leibe verborgen ist, kennen zu lernen? — Wie? wenn einer von euch so gut sein wolte, sich den Leib vom Kopf bis zu den Füßen aufschneiden zu lassen, damit wir Andern hinein

sehen und bemerken könten, was für ein Ding seine Sele wohl eigentlich sein mag?

Alle.

Ei, großen Dank! Das Schneiden thut weh.

Diderich.

Ja, und was würd' es uns auch helfen? Die Sele kriegten wir ja doch nicht zu sehen! Die kan ja nicht gesehen werden.

Vater.

Woher weißt du denn das so zuverlässig?

Diderich.

Sind nicht oft Leute dabei gewesen, wenn einer starb, oder wenn einem der Kopf mitten entzwei gehauen wurde? Na, da ging doch die Sele des Menschen heraus aus dem Körper: aber hat sie wohl jemahls einer gesehen?

Vater.

Hast Recht, Diderich! Das beweiset freilich wohl, daß man die Sele mit Augen nicht

sehen könne. Aber woher mag denn das wohl kommen, daß man sie mit Augen nicht sehen kan?

Nikolas.

Ja, sie muß nicht so wie andere Dinge beschaffen sein!

Vater.

Wie sind denn die andern Dinge, die wir sehen können, beschaffen? (Algemeines Stilschweigen) — Laßt doch sehen, ob wir das nicht zuerst erfahren können? — Nicht wahr, aus je mehreren Stükken oder Theilen ein Ding zusammengesezt ist, desto mehr sehen wir daran?

Gotlieb.

Ja!

Vater.

Und also auch umgekehrt, aus je weniger Theilen ein Ding zusammengesezt ist, desto weniger sehen wir daran? Nicht?

Mathias.

Ja freilich!

Vater.

Und wenn also ein Ding gar keine Theile hätte: so könte man es gar nicht sehen?

Mathias.

Nein!

Vater.

Zum Exempel: Jedes Blat eines Buchs ist ein Theil desselben; nun hat dies Buch hier 300 Blätter, dies andere kleine Büchelchen aber hat nur 20. An welchem von beiden sehen wir daher das Meiste?

Ferdinand.

J, an dem, das 300 Blätter hat!

Vater.

Und wenn ich nun aus diesem kleinen Buche alle 20 Blätter eins nach dem andern wegnähme, wie viel Theile desselben würden dan noch übrig sein?

Gotlieb.

Nur noch der Band.

 Vater.

Vater.

Und wenn ich auch diesen lezten Theil desselben wegnähme: was würdet ihr dan noch sehen?

Johannes.

Nichts!

Vater.

Ich auch nicht: weil alsdan' gar kein Theil des Buchs mehr übrig wäre. Alles also, was gesehen werden kan, das muß —

Johannes.

— Theile haben.

Vater.

Und alles, was aus keinen Theilen zusammengesezt ist?

Johannes.

Das kan man auch nicht sehen!

Vater.

Merkt ihr nun, warum wir unsere Sele nicht sehen können?

Alle.

Weil sie nicht aus Theilen zusammengesezt ist!

Vater.

Und wißt ihr, wie man ein solches Ding nent, das nicht aus Theilen zusammengesezt ist? — Man nent es ein einfaches Ding, oder ein einfaches Wesen.

Gotlieb.

Ah! Unsere Sele ist also auch ein einfaches Wesen!

Vater.

Allerdings. Sie hat keine Theile, die man trennen könte, etwa so wie ich von diesem Stükchen Papier einen Theil nach dem andern abschneiden kan. Und das ist also die Ursache, warum man die Sele weder sehen noch hören, weder schmekken, noch riechen, noch betasten kan.

Johannes.

I, so ist sie ja gar nichts!

Vater.

Vater.

Wie meinst du das?

Johannes.

Ja, wenn man gar nichts sehen, hören, riechen, schmekken oder betasten kan, so ist ja gar nichts da!

Vater.

So scheints; aber der Schein betrügt uns oft. Nikolas, hole mir einmahl deine magische Laterne her.

(Der Vater machte unterdeß die Fensterladen zu, damit es im Zimmer finster würde; stelte sich darauf mit der magischen Laterne hinter einen Schirm, worin ein kleines Loch von der Größe eines Thalers war, hielt das Glas der Laterne in einer kleinen Entfernung, so daß es von aussen nicht gesehen werden konte, vor dieses Loch und ließ einige Abbildungen auf die entgegenstehende Wand fallen.

Vater.

Nun sagt mir, Kinder, was ist wohl die Ursache von den Bildern, die ihr da an der Wand sehet?

Alle.

Die magische Laterne!

Vater.

Was ist denn eigentlich in der magischen Laterne, was diese Wirkung hervorbringt?

Diderich.

Ein Licht, und denn auch bemahlte Gläser, die davor gehalten werden.

Vater.

Könt ihr dieses Licht und die bemahlten Gläser denn jezt wohl sehen?

Alle.

Nein!

Vater.

Oder könt ihr sie etwa hören, riechen, schmekken oder fühlen?

Alle.

Alle.

Nein!

Vater.

Nun woher wißt ihr denn also, daß die magische Laterne mit dem Lichte und den bemahlten Gläsern hier im Zimmer sei?

Johannes.

Weil wir den Schein des Lichts und die Bilder an der Wand sehen.

Vater.

Also daher, weil das Licht und die bemahlten Gläser hier etwas machen, etwas hervorbringen, welches sonst nicht da sein würde?

Johannes.

Ja!

Vater.

Noch eins! was habe ich hier?

Alle.

Ah! den Magnet!

Vater.

Vater.

Was thut er jezt?

Alle.

Er] zieht die Nadel an sich; ah! das ist närrisch.

Vater.

Könt ihr die Kraft, womit der Magnet das Eisen anzieht, sehen?

Alle.

Nein!

Vater.

Oder könt ihr diese Kraft hören, riechen, schmekken, fühlen?

Alle.

Nein!

Vater.

Woher wißt ihr denn abermahls so zuverlässig, daß der Magnet diese Kraft habe? daß sie wirklich da sei?

Johannes.

Weil wir sehen, daß diese Kraft etwas macht.

Vater.

Vater.

Also, wo etwas gethan oder verrichtet wird, da, meinst du, müsse auch ein Ding sein, das dieses thue, oder verrichte?

Johannes.

Ja, so mein' ich.

Vater.

Wohl! wenn du nun also mit Gewißheit erführest, daß unsere Sele auch etwas thue oder etwas verrichte, würdest du dan wohl zweifeln, daß sie da sei? daß sie wirklich etwas sei?

Johannes.

Nein, dan nicht mehr.

Vater.

Wohlan! so laßt uns denn einmahl versuchen, ob wir unsere Sele nicht etwa auf der That ertappen können, indem sie grade etwas macht. — (Mit leiser Stimme) Seid alle ganz stille, damit wir sie nicht stören. Sch! Sch!

Sch! — Nun werden wir gleich etwas von ihrer Arbeit zu sehen bekommen. — (Den Hund rufend) Spadille! (Er nimt den Hund und sezt ihn auf den Tisch) Da seht ihn alle einmahl recht an! Nun macht alle die Augen fest zu; so! — Und nun versucht einmahl, ob ihr euch Spadillen wohl wieder vorstellen könt, ohne daß ihr die Augen aufmacht. Könt ihr das?

Alle.

O ja! O ja! Es ist ordentlich, als wenn wir ihn noch mit Augen sähen.

Vater.

Ihr könt euch also, auch mit verschlossenen Augen, ein Bild von etwas machen, euch etwas vorstellen; nicht?

Alle.

Ja das können wir.

Vater.

Und wer sind denn die Wir's, die das können? Sind es eure Leiber?

Nikolas.

Nikolas.

Ah! das wird wohl unsere Sele sein, die das thut!

Vater.

Und wer könt' es sonst auch wohl sein? Daß unser Leib für sich selbst nichts zu thun vermöge, wissen wir ja; alles also, was wir thun, das muß ja wohl nothwendig unsere Sele thun. Also auch wenn wir uns etwas vorstellen, wer thut es, unser Leib oder unsere Sele?

Alle.

Unsere Sele!

Vater.

Nun, Johannes, scheint es dir nun noch so, als wenn unsere Sele gar nichts sei?

Johannes.

Nein! Wenn sie etwas thun kan, so muß sie selbst ja auch wohl etwas sein.

Vater.

Wenn nun aber jemand wissen wolte, was unsere Sele denn eigentlich sei, was könten

wir, nach dem, was wir jezt von ihr erkant haben, ihm antworten?

Johannes.

Die Sele ist ein Ding, das sich etwas vorstellen kan.

Vater.

Ein solches Ding pflegen wir eine **Vorstellungskraft** zu nennen.

Johannes.

Nun, also ist unsere Sele eine **Vorstellungskraft**.

Vater.

Aber ist nicht eben das auch der Spiegel, der da an der Wand hängt? Stelt der nicht auch etwas vor, was ausser ihm ist?

Mathias.

Ja!

Vater.

Spiegel und Sele sind also wohl einerlei? Die Sele ist ein Spiegel und der Spiegel ist eine Sele; nicht?

(Alle

(Alle machten große Augen, und wusten nicht, was sie dazu sagen solten.)

Ihr stuzt? Gut, ich wil euch auf die Spur helfen. — Wenn eure Sele sich etwas vorstelt, weiß sie denn auch wohl, was sie thut? Weiß sie, daß sie sich etwas vorstelt?

Diderich.

O ja!

Vater.

Wenn ihr aber vor den Spiegel tretet und dieser dan euer Bild darstelt, könt ihr glauben, daß auch er wisse, was er thue? Was für ein Bild jezt in ihm zu sehen sei? Sagt, glaubt ihr das?

Alle.

O nein! Der Spiegel weiß ja nichts davon!

Vater.

Da wäre also ein großer Unterscheid zwischen der Sele und dem Spiegel; wer von euch hat diesen Unterscheid gefaßt? Worin besteht er nun?

Johannes.

Die Sele weiß, was sie sich vorstelt; der Spiegel aber nicht.

Vater.

Der Spiegel also stelt blos etwas vor, die Sele hingegen stelt **sich** etwas vor; das heißt ja wohl mit andern Worten: Die Sele ist sich bewust, sowohl ihrer selbst, als auch der Dinge, die sie sich vorstelt; aber der Spiegel weiß nichts, weder von sich selbst, noch von den Dingen, die er vorstelt; nicht so?

Alle.

Ja, ja, so ist's!

Vater.

Nun, so wissen wir also schon dreierlei von unserer Sele; sie ist —

Johannes.

O sol ich's sagen? — Sie ist ein einfaches Wesen, das sich etwas vorstelt, und das sich seiner bewust ist.

Vater.

Richtig! Nun wollen wir unsere Selen einmahl wieder dies und das thun lassen, damit wir erfahren, was sie etwa noch mehr können mögen. Seht her, hier ist ein Buch; — indem ihr nun eure Augen darauf richtet, was thut eure Sele?

Alle.

Sie stelt sich das Buch vor.

Vater.

Hier ist eine kleine Glokke; horcht wie sie klingt! Kling! kling! kling! Indem ihr darauf hört, was thut eure Sele?

Alle.

Sie stelt sich den Klang vor.

Vater.

Hier ist eine Hiazinte, die ich im Zimmer gezogen habe; versucht einmahl wie schön sie riecht. — Was thut jezt eure Sele, indem der Hiazintengeruch in eure Nasen steigt?

Alle.

Sie stelt sich den Geruch der Hiazinte vor.

Vater.

Hier sind acht Rosinen, für jeden eine; geschwind damit zum Munde! — Was macht eure Sele jezt, indem ihr die Rosinen speiset?

Alle.

Sie stelt sich den Geschmak der Rosinen vor.

Vater.

Wer etwas Angenehmes von einem Andern empfangen hat, der muß sich nicht weigern, auch einmahl etwas Unangenehmes von ihm anzunehmen. Also her eure Rükken! Für jede Rosine jedem einen Klaps mit diesem Plumpsak!

Alle.

Au! Au! Au! Au!

(Algemeines Freudengeschrei.)

Vater.

Nun, was that eure Sele jezt, indem ihr den Plumpsak fühltet?

Alle.

Alle.

Sie stelte sich das Wehthun vor.

Vater.

Nun sagt mir, wenn ihr keine Augen hättet, um damit zu sehen, keine Ohren, um damit zu hören, keine Nase, um damit zu riechen, keinen Gaum, um damit zu schmekken, und keine Nerven durch den ganzen Leib, um damit zu fühlen; — kurz, wenn ihr gar keine Sinne hättet, würde eure Sele sich denn wohl das alles vorgestelt haben, was sie sich jezt vorstelte?

Nikolas.

Nein, gewiß nicht!

Vater.

Was also dem Zimmerman seine Axt, dem Schneider die Nadel, dem Maler der Pinsel ist, das sind der Sele die Sinne — ihre Werkzeuge. Diese braucht sie nothwendig, wenn sie sich ein Bild von einer Sache machen, oder, welches einerlei ist, wenn sie sich

etwas vorstellen wil. Also schon wieder etwas von unserer Sele erkant! Was wissen wir nun schon alles von ihr?

Nikolas.

O ich! ich! — Unsere Sele ist ein einfaches Wesen, — das sich seiner selbst bewust ist, — und das sich etwas vorstelt — durch Hülfe der Sinne.

Vater.

Bravo, Nikolas! — Nun wil ich euch auch ein Bild zeigen, wobei ihr euch an dies alles wieder erinnern könt. Seht hier!

Alle.

Ah! ah! Das ist net!

Vater.

Da sind fünf Knaben abgebildet, deren Selen sich etwas vorstellen. Sagt mir, was sich jeder derselben wohl eigentlich vorstellen mag?

Diderich.

Der da stelt sich ein Bild vor, das er in der Hand hält.

Johannes.

Und der zweite, der mit der kleinen Glokke läutet, stelt sich den Klang derselben vor.

Nikolas.

O und ich weiß, was sich der da vorstelt, der die Nase zudrükt! — Den Geruch der Feder, die er ins Licht hält.

Gotlieb.

Nun ich! — Der da stelt sich den Geschmak des Apfels vor, den er ißt.

Ferdinand.

Und der da, der sich mit dem Messer in den Finger geschnitten hat, stelt sich den Schmerz vor, den ihm das macht.

Vater.

Und wodurch stelt sich die Sele dieser Knaben das alles vor?

Alle.

Durch die Sinne!

Diderich.

Meiner durchs Gesicht.

Johannes.

Meiner durchs Gehör.

Nikolas.

Meiner durch den Geruch.

Gotlieb.

Meiner durch den Geschmak.

Ferdinand.

Und meiner durchs Gefühl.

Vater.

Ich sehe noch einen, in welchem auch etwas vorgestelt wird. Ihr auch?

Alle.

O ja! Der Spiegel! Der Spiegel, der da hinter dem Einen hängt.

Vater.

Ihr seht in ihm das Bild des Knaben, der vor ihm steht. Aber weiß der Spiegel wohl, daß dies Bild jezt in ihm sei?

Alle.

Nein! — O nein!

Vater.

Weiß denn aber die Sele der Knaben, was sie sich jezt vorstelt?

Johannes.

Ja, wenn es wirkliche Menschen und keine Bilder wären!

Vater.

Nun, wir bilden uns ein, daß es wirklich lebendige Menschen sind: woraus schließt ihr nun, daß ihre Selen wissen, was sie sich vorstellen?

Diderich.

Weil der da sich freut über das Bild, das er ansieht.

Johannes.

Und der da auch über den Klang der Glokke.

Nikolas.

Und dieser auch über den Apfel, der ihm so gut schmekt.

Gotlieb.

Meiner, der sich den häßlichen Geruch der Feder vorstelt, hält sich die Nase zu; er muß ja also wohl wissen, was er riecht.

Ferdinand.

Und meiner, der sich geschnitten hat, auch; er macht ja so ein grämliches Gesicht.

Vater.

Ganz gewiß wissen alle diese Knaben, woran sie jezt denken, oder was sie sich vorstellen: aber der Spiegel?

Johannes.

Der weiß nichts davon.

Vater.

Der freuet sich über nichts und betrübt sich über nichts. Das macht, er weiß weder etwas

von

von sich selbst, noch etwas von dem, was in ihm vorgestelt wird. Er ist also ein todter, unsere Sele aber ein lebendiger Spiegel; er ein Spiegel ohne Bewustsein, unsere Sele ein Spiegel mit Bewustsein ihrer selbst. — Morgen mehr davon!

Zweites Gespräch.

Vater.

Nun, habt ihr Lust? so schwazen wir wieder ein Bischen von unserer Sele.

Alle.

O ja, o ja, lieber Vater! Wir mögten gern noch mehr davon hören.

Vater.

Seht, ich habe eine weisse Tafel mitgebracht; darauf wollen mir jedesmahl mit wenigen

nigen Worten anschreiben, was wir neues von unserer Sele erfahren. Dan wil ich diese Tafel an die Wand hängen und neben ihr die Bilder, die uns von Zeit zu Zeit wieder daran erinnern können.

Johannes.

Ah! so wie wir es mit der Geographie und mit der Geschichte gemacht haben?

Vater.

Gerade so!

Nikolas.

O das ist prächtig! Da können wir's denn auch immer wieder ansehen, daß wir's recht behalten.

Vater.

Also zur Sache! — Tretet einmahl Alle hierher, wo ihr die Thurmspize von Wandsbek sehen könt. Seht ihr sie?

Alle.

O ja! dort!

Vater.

Vater.

Seht ihr nicht auch oben auf derselben etwas Schwarzes flimmern?

Alle.

O ja! O ja!

Diderich.

Das wird wohl die Fahne sein.

Vater.

Kan sein! Aber vielleicht ist es auch keine Fahne, sondern ein Hahn, oder ein Stern, oder eine Sonne. Oder könt ihr etwan unterscheiden, was es eigentlich ist?

Alle.

Nein!

Vater.

Ich auch nicht. Seht, da hat also unsere Sele eine Vorstellung von einer Sache, die sie von andern Sachen zu unterscheiden nicht im Stande ist. Wißt ihr, wie man eine solche Vorstellung nent? — Man nent sie eine

dunkle Vorstellung. — Hat eure Sele wohl schon mehr dergleichen dunkle Vorstellungen gehabt?

Johannes.

O ja! da wir in Travemünde bei der Ostsee waren, da sahen wir weit weit hin ein Schif auf dem Meere, das uns nur als ein kleiner schwarzer Flek vorkam. Das konten wir ja auch nicht von andern Dingen unterscheiden; wir wußten nicht, ob es eine Krähe, oder ein Schif war.

Vater.

Also auch davon hatten wir eine dunkle Vorstellung. — Aber indem das Schif nun etwas näher kam, konten wir es da nicht von einer Krähe unterscheiden?

Diderich.

O ja, da wohl!

Vater.

Aber konten wir schon die Masten, das Tauwerk, das Steuerruder und andere einzelne Theile des Schifs erkennen?

Alle.

Alle.

Nein!

Vater.

Wenn uns also einer gefragt hätte, welches die einzelnen Theile des fernen Schiffes wären, an welchen Zeichen oder Merkmalen wir es erkenten, und wodurch wir es also wohl von andern Sachen unterschieden: hätten wir ihm auf diese Frage antworten können?

Alle.

Nein!

Vater.

Was mogte denn also das wohl für eine Vorstellung sein, die sich damals unsere Sele von dem Schiffe machte? — Eine dunkle war's doch nicht mehr; denn wir waren schon überzeugt, daß es nichts anders, als ein Schif sei; wir konten es also schon von andern Sachen unterscheiden, — und doch konten wir noch nicht sagen, wodurch es von andern Sachen eigentlich unterschieden würde? — Hört,

Kinder, eine solche Vorstellung nent man eine — zwar klare, aber auch zugleich verworne Vorstellung.

Gotlieb.

O das muß Vater nun auch anschreiben an die Tafel!

Vater.

Was denn?

Gotlieb.

Daß sich unsere Sele zuweilen eine dunkle, zuweilen eine klare oder verworne Vorstellung macht.

Vater.

Nur noch einen Augenblik Geduld; dan solt ihr mir's selbst vorsagen, was ich anschreiben muß. — Sagt mir erst, seht ihr nicht etwan auch hier um euch her etwas, wovon eure Sele sich eine zwar klare, aber doch zugleich verworne Vorstellung macht?

Nikolas.

O ja; von dem Baum dort, der da jenseit's der Bille steht!

Vater.

Vater.

Warum sagst du, daß du von diesem Baume keine dunkle, sondern eine klare aber doch verworne Vorstellung habest?

Nikolas.

Ja, ich kan ja wohl sehen, daß es ein Baum ist, aber ich weiß nicht, was für einer; es mag wohl ein Obstbaum sein, aber vielleicht ist es auch kein Obstbaum, sondern eine Eiche, oder eine Linde, oder ein anderer Baum.

Vater.

Also deswegen, weil du zwar den Baum von andern Dingen unterscheiden, aber doch nicht die einzelnen Theile desselben die — Blätter, die Zweige, die Rinde — dir vorstellen kanst; nicht?

Nikolas.

Ja, Vater!

Vater.

Hattest also Recht zu sagen, daß du von diesem Baume eine klare aber zugleich ver-

worne Vorstellung habest. — Nun sieh aber einmahl den Birnbaum an, der hier dicht vor uns steht. Solte deine Sele wohl von diesem nicht noch eine andere Vorstellung, als von jenem entfernten Baume, haben?

Nikolas.

O ja!

Vater.

Und warum?

Nikolas.

O an diesem kan ich ja so viel unterscheiden! Ich sehe die Rinde; die Zweige, die kleinen Blätterchen, die eben erst hervorgekrochen sind. —

Vater.

Bei diesem Baume kanst du also sagen, wodurch, oder durch welche Kenzeichen er von allen andern Bäumen unterschieden wird?

Nikolas.

Ja, das kan ich.

Vater.

Also hast du von diesem Baume noch mehr, als eine klare und verworne Vorstellung; du hast von ihm — horcht auf, ihr Andern! — eine deutliche Vorstellung.

Johannes.

Ah! Nun kennen wir schon dreierlei Vorstellungen — dunkle, klare und verworne und deutliche!

Vater.

Gut gemerkt! — Nun wollen wir unser gestriges Bild noch einmahl ansehen. Wer von euch kan mir sagen, was für eine Vorstellung sich wohl eben jezt die Sele dieses ersten Knaben mache, der das Bild ansieht, eine deutliche, verworne oder dunkle?

Johannes.

Eine deutliche.

Vater.

Warum?

Johannes.

I, weil er das Bild von allen andern Sachen unterscheiden kan, und weil er auch zu sagen weiß, wodurch es sich von allen andern Sachen unterscheidet.

Vater.

Aber was für eine Vorstellung hat denn wohl die Sele des zweiten Knaben, der auf den Klang der Glokke hört? (Alle schwiegen.) Laßt uns versuchen, ob wir's nicht errathen können. Glaubt ihr nicht, daß er den Glokkenklang von allen andern Tönen unterscheiden könne?

Diderich.

Ja, das wohl.

Vater.

Aber wenn ihn nun jemand fragte: wodurch denn dieser Glokkenklang von allen andern Tönen unterschieden würde: glaubt ihr, daß er die Kenzeichen desselben anzugeben im Stande wäre?

Nikolas.

Nein!

Vater.

Was hat er also wohl jezt für eine Vorstellung?

Nikolas.

O ich weiß, ich weiß schon! Zwar eine klare, aber doch noch verworrene Vorstellung.

Vater.

Richtig! — Aber wer von euch kan mir einen zeigen auf diesem Bilde, dessen Sele eine dunkle Vorstellung hat?

Gotlieb.

Der da, der sich die Nase zuhält.

Vater.

So? Aber meinst du nicht, daß die Sele dieses Knabens den Geruch der angebranten Feder von jedem andern Geruche, z. B. von dem Geruche einer Rose unterscheide?

Gotlieb.

Ja, das wird sie wohl!

Vater.

Also hat sie ja auch keine dunkle Vorstellung mehr, sondern nur eine verworne.

Ferdinand.

O nun weiß ich! Der da, der den Apfel speiset!

Vater.

Du meinst also, der wisse nicht, ob er in einen Apfel, oder in ein Stük Rhabarberwurzel beisse?

Ferdinand.

Nein, das meine ich nicht. Er kan ja wohl schmekken, daß er einen Apfel, und nicht Rhabarber ißt.

Vater.

Also unterscheidet er ja auch etwas, er hat also gleichfals keine dunkle, sondern schon eine klare, nur freilich auch verworne Vorstellung.

Mathias.

O nun ist es gewiß der, der sich in den Finger geschnitten hat!

Johannes.

Ja, du hast es schön getroffen! Der wird ja auch wohl den Schmerz, den ihm das macht, von andern Dingen unterscheiden können!

Vater.

Sicher! Es wird ihm gewiß nicht so dabei zu Muthe sein, als wenn ihm etwa einer nur ein wenig kizelte.

Nikolas.

Ja, so ist gar keiner darunter, der eine dunkle Vorstellung hat.

Vater.

Und ich — nun wundert euch einmahl! — getraue mir zu sagen, daß die Sele eines jeden von ihnen, keinen einzigen ausgenommen, irgend eine dunkle Vorstellung von etwas habe.

Johannes.

J, wie können sie das? Der eine hat ja eine deutliche, und die andern haben ja alle klare Vorstellungen!

Vater.

Schadet nichts! Du mußt nur wissen, lieber Johannes, daß unsere Sele mehr, als eine Vorstellung zu gleicher Zeit haben kan. Indem sie sich nemlich etwas deutlich oder klar vorstelt, kan sie sich zu eben der Zeit auch noch viele andere Dinge dunkel vorstellen. Zum Exempel! Meinst du nicht, daß jeder dieser Knaben den Schal der kleinen Glokke hört, die der da läutet?

Johannes.

O ja!

Vater.

Aber da jeder von ihnen seine ganze Aufmerksamkeit auf etwas anders gerichtet, und auf das Leuten also gar nicht acht hat: solte ihre Sele wohl in diesem Augenblikke den

Schal, den sie hört, von jedem andern Schalle unterscheiden?

Johannes.

Nein!

Vater.

Also was für eine Vorstellung hat denn nun wohl die Sele dieser Knaben von dem Schalle der Glokke, den einzigen ausgenommen, der darauf achtet?

Johannes.

Eine dunkle.

Vater.

Siehst du? — Aber dieser Einzige, der sich ganz allein mit der Glokke beschäftiget, solte der wohl nicht auch irgend eine dunkle Vorstellung nebenbei haben?

Johannes.

Ich wüste nicht welche?

Vater.

Ich aber glaube doch eine solche in seiner Sele wahrzunehmen. — Sieh nur den da,

der sich geschnitten hat, recht aufmerksam an; nicht wahr, er scheint zu schreien? Dies Geschrei dringt ohne Zweifel auch in die Ohren dessen, der da mit der Glokke spielt. Seine Sele stelt sich also wirklich dies Geschrei seines Bruders oder Freundes mit vor; aber nur dunkel, weil sie mit etwas anderem beschäftiget ist. Stelte sie sich dasselbe klar vor, das heißt, unterschiede sie wirklich das Geschrei des Schmerzes, welches dieser anhebt, von jedem andern Geräusche: so würde er sich ja nach ihm umsehen, ob er ihm nicht etwa helfen könte. Meinst du nicht auch, Johannes? —

Johannes.

Ja!

Vater.

Du siehst also, daß auch die Sele dieses Knaben in diesem Augenblikke eine dunkle Vorstellung habe. — Jezt sagt mir vor, was ich anschreiben sol.

Nikolas.

O sol ich's sagen?

Alle.

Alle.

Nein, ich! ich! ich!

Vater.

Nun, alle zugleich könt ihr's doch nicht sagen? — Wir müssen losen. Geschwind nenne jeder, so wie die Reihe an ihm kömt, einen der alten Persischen Könige, und zwar in der Ordnung, wie sie auf einander gefolgt sind. Der auf welchen der lezte, Darius Kodomannus, trift, habe gewonnen.

(Sie nanten die Könige, und Darius Kodomannus fiel auf Nikolas.)

Also du, Nikolas, sag' an!

Nikolas.

Unsere Sele stelt sich einige Dinge dunkel vor.

Vater.

Halt! — Nun must du mir auch erst diktiren, was das heißt.

Nikolas.

Das heißt: sie kan das Ding, das sie sich so vorstelt, nicht recht von andern Dingen unterscheiden.

Vater.

Vater.

Gut! — Nun weiter.

Nikolas.

Unsere Sele stelt sich auch zuweilen etwas klar vor.

Vater.

Das heißt?

Nikolas.

Das heißt: sie kan zwar das Ding, das sie sich so vorstelt, von andern unterscheiden, aber sie kan nicht die Kenzeichen angeben, wodurch es von andern Dingen unterschieden wird.

Vater.

Und wie wird eine solche klare Vorstellung deswegen auch genant?

Nikolas.

Ein verworne.

Vater.

Ich hab's; nur weiter!

Nikolas.

Unsere Sele stelt sich auch zuweilen etwas deutlich vor.

Vater.

Das heißt?

Nikolas.

Das heißt: sie kan das, was sie sich so vorstelt, nicht blos von andern Dingen unterscheiden, sondern sie kan auch die Kenzeichen angeben, wodurch es von andern Dingen unterschieden wird.

Vater.

Punktum! — Nun, Kinder, ehe wir weiter gehen, sagt mir doch, solte das alles, was wir von unserer Sele nun schon erkant haben, auch wohl auf die Selen der Thiere passen? — Erstlich, was meint ihr, solten die Selen der Thiere auch wohl einfache Wesen sein?

Johannes.

O ganz gewiß! Man kan sie ja eben so wenig sehen, als unsere Selen.

Vater.

Vater.

Und solten sich diese Thierselen wohl auch etwas vorstellen?

Diderich.

O freilich! — Wenn ich dem Hunde ein Stük Brod hinwerfe, so schnapt er darnach; er muß sich ja also wohl das Brod erst vorgestelt haben.

Vater.

Aber solte die Hundesele auch wohl wissen, daß sie sich etwas vorstelt und solte sie sich also ihrer Vorstellungen wohl bewust sein?

Nikolas. —

J, sonst würd' er ja nicht darnach schnappen!

Vater.

Stelt aber die Sele der Thiere sich auch wohl die Dinge durch Hülfe der Sinne vor?

Gotlieb.

O ja; unser Spadille kan ja auch sehen, hören, riechen, schmekken und fühlen, eben so, wie wir.

Vater.

Vater.

Riechen kan er noch besser, als wir. Die Thiere haben gemeiniglich einen oder den andern Sin viel schärfer, als die Menschen. Bei einigen findet man weniger Sinne, als wir haben; andere mögen vielleicht mit Sinnen begabt sein, die wir gar nicht kennen. — Nun, also haben die Thiere auch Sinneskraft: laßt uns weiter fragen: unsere Sele stelt sich einige Dinge dunkel vor, was meint ihr, solten das die Thierselen auch wohl thun?

Ferdinand.

Ich glaube, ja.

Vater.

Und warum glaubst du, ja?

Ferdinand.

Ich weiß es nur nicht so zu sagen.

Vater.

Das heißt, du hast selbst noch keine deutliche Vorstellung davon: sonst köntest du es

sagen. Laß sehen: nicht wahr, wenn wir träumen, so stellen wir uns die Dinge, von denen wir träumen, dunkel vor?

Ferdinand.

Ja!

Vater.

Nun, hast du nie bemerkt, daß die Hunde auch zu träumen pflegen?

Ferdinand.

Ach ja, zuweilen bellen sie ordentlich im Schlaf und wedeln mit dem Schwanze.

Vater.

Zweifelst du also noch, ob ihre Sele auch zuweilen dunkle Vorstellungen habe?

Ferdinand.

Nein! — Aber haben sie auch wohl klare Vorstellungen?

Vater.

Das wollen wir gleich sehen. — Hier ist ein Stein und ein Stük Brod von gleicher

Grösse und fast von gleicher Farbe; die wollen wir Spadillen vorlegen und zusehen, ob er sich wohl vergreifen wird, oder ob er das Brod von dem Steine gleich zu unterscheiden weiß. Rufe ihn einer her!

Mathias, der zurück kömt.

Spadille war nicht da, aber hier ist Zerberus.

Vater.

Gleich viel. Nun gebt acht; Zerberus! — Ha! ha! seht ihr?

Mathias.

O der weiß das eine von dem andern wohl zu unterscheiden!

Vater.

Was hat er also jezt für eine Vorstellung gehabt?

Gotlieb.

Eine klare!

Vater.

Aber solte er wohl dabei gedacht haben, wodurch eigentlich das Brod von dem Fleische unterschieden wird?

Johannes.

Nein!

Vater.

Wir haben wenigstens keine Ursache, es zu vermuthen. Deutliche Vorstellungen äussern die Thiere niemahls; man hat daher Recht zu sagen, daß sie zu solchen Vorstellungen unfähig sind. Das ist also der erste Vorzug, den der liebe Gott unsern Selen vor den Selen aller Thiere gegeben hat. Und wolt ihr wissen, wie man diesen unsern Vorzug zu nennen pflegt? Man nent ihn — den Verstand. Wenn man also sagt: unsere Sele habe Verstand; was heißt das denn wohl mit andern Worten?

Johannes.

Sie kan sich etwas deutlich vorstellen.

Vater.

Richtig. Auch das wollen wir auf unserer Tafel anmerken. — So! Und nun genug für heute!

Drittes Gespräch.

Der Vater erschien am folgenden Tage mit einem Plumpsak in der Hand, und gab, ohne etwas dabei zu sagen, jedem einen Klaps.

Alle.

Au weh! au weh! hi! hi! au weh! ha! ha!

Vater.

Was ist?

Alle.

Es thut weh.

Vater.

Das ist mir lieb.

Alle.

Warum denn?

Vater.

Weil ihr dadurch wieder eine schöne Eigenschaft unserer Sele kennen gelernt habt.

Johannes.

Was denn für eine?

Vater.

Nicht wahr, ihr fühltet alle ein wenig Schmerz?

Alle.

Ja!

Vater.

Ihr wißt doch auch alle, woher euch dieser Schmerz kam?

Alle.

Ja!

Vater.

Der Plumpsak nemlich war die Ursache dieses Schmerzes und der Schmerz war eine Wirkung des Plumpsaks; nicht?

Alle.

Ja!

Vater.

Eure Sele kan also von einigen Wirkungen die Ursache und von einigen Ursachen die Wirkung einsehen?

Nikolas.

Nikolas.

Was ist denn das eigentlich — Ursache und Wirkung?

Vater.

Das, was etwas macht, heißt die Ursache und das, was durch etwas gemacht wird, heißt die Wirkung. Der Plumpsak, oder eigentlicher zu reden, mein Arm, der den Plumpsak führte, machte den Schmerz, er war also die Ursache desselben; der Schmerz ward durch diesen meinen Arm mit dem Plumpsakke gemacht, er war also eine Wirkung davon. Versteht ihr?

Alle.

O ja!

Vater.

Nun also! kan eure Sele nicht von einigen Dingen die Ursache deutlich einsehen, und weiß sie nicht auch eben so deutlich von andern Dingen, was sie für eine Wirkung haben?

Alle.

Ja!

Vater.

So hört dan, was ich euch eigentlich sagen wolte: weil unsere Sele das kan, so sagt man, sie habe Vernunft. Hat also eure Sele wohl auch Vernunft?

Alle.

O ja!

Vater.

Warum?

Diderich.

J, das haben wir ja eben erfahren; weil sie deutlich einsehen kan, was etwas macht und wodurch etwas gemacht wird.

Vater.

Habt ihr wohl schon von mehr Dingen die Ursache eingesehen? — Zum Exempel, es regnet jezt; woher komt der Regen?

Gotlieb.

Aus den Wolken.

Vater.

Was sind also die Wolken?

Mathias.

Die Ursache des Regens.

Vater.

Und was ist der Regen?

Johannes.

Eine Wirkung der Wolken.

Vater.

Und wie heißt nun die Kraft, mit welcher eure Sele dies erkent?

Alle.

Vernunft.

Vater.

Wohl! — Seht hier ein Bild, das uns an diese Eigenschaft unserer Sele wieder erinnern kan. Am Himmel ist vorgestelt ein Regenbogen; und dieser Jüngling bemüht sich die Ursachen desselben einzusehen.

Nikolas.

Was hat er denn in der Hand?

Vater.

Ein dreiekkiges Glas, Prisma genant. Wenn man ein solches Glas gegen die Sonnenstralen hält, so daß sie dadurch schießen müssen: so werden sie sieben mahl gespalten, und jeder Theil derselben zeigt sich unter einer besondern Farbe, — violet, purpur, blau, grün, gelb, pommeranzeugelb und roth. Eben diese Farben bemerkt der Jüngling auch in dem Regenbogen. Da er nun beobachtet hat, daß zur Zeit eines Regenbogens immer viel feuchte Dünste oder Regentropfen in der Luft sind: so schließt er, daß die Sonnenstralen, indem sie dadurch schießen, eben so getheilt werden, als wenn man ihnen das Prisma vorhält. Um hiervon noch gewisser zu sein, sezt er ein Glas vol Wasser an die Sonne; und da sieht er nun mit Vergnügen, daß hinter dem Glase eben dieselben Farben entstehen, die er hinter dem Prisma und in dem Regenbogen wahrnahm. Er ist daher nun völlig überzeugt, daß der Regenbogen eine Wirkung

der

der Sonnenstralen und der wässerigten Dünste sei, die sich in der Luft befinden. Er hat also die Ursache des Regenbogens deutlich erkant; — und mit welcher Kraft seiner Sele that er das?

Diderich.

Mit seiner Vernunft.

Vater.

Was meint ihr nun, solten die Selen der Thiere wohl auch Vernunft haben?

Alle.

Nein! — Man nent sie ja unvernünftige Thiere.

Vater.

Aber giebt man ihnen auch diesen Nahmen wohl mit Recht? Können sie wirklich in keinem Falle die Ursache von etwas erkennen; und wissen sie wirklich in keinem Falle, was eine Sache für Wirkungen habe?

Johannes.

O ja! — Wenn man unserm Zerberus die Peitsche zeigt, so läuft er fort, weil er einige

mahl

mahl Schläge damit gekriegt hat, wenn er in dem Garten Löcher krazte.

Vater.

Du meinst also, er wisse, die Peitsche sei die Ursache von dem Schmerze, den ihm die Schläge verursachten?

Johannes.

Ja!

Vater.

Aber solt' er sich von dieser Peitsche und von dem dadurch verursachten Schmerze wohl eine deutliche Vorstellung machen?

Johannes.

Nein; die Thiere haben ja nur dunkle und verworne Vorstellungen.

Vater.

Recht, Johannes; — da nun einer, dem wir Vernunft zuschreiben, die Ursachen und Wirkungen der Dinge deutlich erkennen muß, und da die Thiere dieses nicht im Stande sind:

können wir wohl sagen, daß sie Vernunft haben?

Alle.

Nein!

Vater.

Also abermahls ein herlicher Vorzug, den der Schöpfer uns vor allen andern lebendigen Wesen hienieden verliehen hat! Und welcher Vorzug! Er ist es, der uns in den Stand sezt, Gott, unsern Schöpfer, zu erkennen, zu lieben, und durch die Erfüllung seiner Geseze einer Glükseeligkeit theilhaftig zu werden, deren kein vernunftloses Wesen fähig ist. Laßt uns also ihm dafür danken, und durch einen guten Gebrauch dieses Geschenks uns desselben immer würdiger zu machen suchen! — Nun, Johannes, sage mir vor, was ich anschreiben sol.

Johannes.

Unsere Sele hat auch Vernunft.

Vater.

Und was heißt das nun mit andern Worten?

Jo-

Johannes.

Sie kan von vielen Dingen die Ursache und auch die Wirkung deutlich einsehen.

Vater.

Jezt, Kinder, laßt uns fortfahren, unserer Sele aufzulauren, ob wir nicht vielleicht noch mehr Eigenschaften von ihr entdekken können. Um aber unterdeß nicht müssig zu sein, laßt uns mit einander plaudern.

Nikolas.

Worüber?

Vater.

Ueber diese Tafel. Ich wil das Gespräch anfangen; sage ich etwas, worin ich euch zu irren scheine, so habt ihr die Erlaubniß, mir zu widersprechen, welches sonst, wie ihr wohl wißt, sich nicht schikt für Kinder. — Diese Tafel ist schneeweiß.

Alle. (lachend.)

Nein, diese Tafel ist nicht schneeweiß; sie ist pechschwarz.

Vater.

Da sind wir ja auf einmal ganz verschiedener Meinung. Ich bejahe, daß die Tafel schneeweiß sei, und ihr alle verneint es. War's nicht so?

Alle.

Ja wohl!

Vater.

Ihr glaubt doch auch wohl alle eurer Sache recht gewiß zu sein?

Alle.

O ja! so gewiß!

Vater.

Halt! Da hätten wir ja also, ehe wir's uns vermutheten, auf einmahl wieder eine neue Kraft in unserer Sele entdekt. — Sie kan also auch einsehen, ob etwas müsse bejaht oder verneint werden?

Alle.

Ja, das kan sie.

Vater.

Nun, das ist mir lieb; so weiß ich, daß unsere Selen auch urtheilen können.

Johannes.

Urtheilen?

Vater.

Ja; denn das nent man ja urtheilen, wenn einer einsieht, ob etwas müsse bejaht oder verneint werden. Kan das nun eure Sele nicht auch?

Alle.

O ja!

Vater.

Wir wollen doch gleich noch einmahl sehen, ob's auch wirklich wahr sei. Ich wil etwas an die Tafel schreiben und ihr solt mir sagen, ob das, was ich angeschrieben habe, bejaht oder verneint werden müsse.

Er schreibt an die Tafel: unsere Erde ist viereckkig.

Nun, sieht eure Sele ein, ob dieser Saz bejaht oder verneint werden müsse?

Alle.

Alle.

O ja; er muß verneint werden! Unsere Erde ist ja rund: wie kan sie denn vierekkig sein?

Vater.

Nun, ich sehe wohl, es ist wirklich wahr; eure Sele hat auch schon Urtheilskraft. — Doch nicht zu voreilig; es könte doch wohl nicht wahr sein! Es frägt sich nemlich: sieht eure Sele auch wohl, und zwar ganz deutlich, den Grund ein, warum der Saz, den ich an die Tafel schrieb, nicht bejaht, sondern verneint werden müsse?

Johannes.

O wir wissen ja drei Gründe für einen, daß die Erde rund sein müsse!

Vater.

Laß doch hören! Erstlich —

Johannes.

Es sind ja Leute rund um die Erde herum gefahren.

Vater.

Wie konten diese aber wissen, daß sie rund um die Erde herumgefahren wären?

Johannes.

I, weil sie immer gegen Westen schiften und doch von Osten her wieder zurükkamen an den Ort, von welchem sie ausgefahren waren.

Vater.

Richtig; daraus konten sie es allerdings wissen. Nun der zweite Grund?

Nikolas.

O ich, Vater? — Wenn man aufs Meer fährt und immer weiter vom Lande weggetrieben wird: so kan man bald darauf das flache Land, wobei man abgefahren ist, gar nicht mehr sehen; nach und nach verschwinden auch die Häuser aus unsern Augen, denn die Thürme und endlich die höchsten Berge.

Vater.

Nun, und was folgt daraus?

Nikolas.

Ja, daß die Erde rund sein müsse.

Vater.

Wie so?

Nikolas.

I, wenn sie nicht rund wäre: so müste man ja das Niedrige eben so lange, als das Hohe sehen können!

Vater.

Hast Recht, Nikolas! — Und endlich der dritte Grund?

Gotlieb.

O den sag ich! — Wenn eine Mondsinsterniß ist: so sehen wir den Schatten unserer Erde im Monde.

Vater.

Wie komt denn das?

Gotlieb.

Ja, weil alsdan die Erde zwischen der Sonne und dem Monde steht. Als wenn ich

mich jezt zwischen die Sonne und die Wand stelle: so fält ja mein Schatten auch auf die Wand.

Vater.

Was schließt du denn daraus, daß wir den Schatten unserer Erde im Monde sehen?

Gotlieb.

Daß unsere Erde rund sein müsse.

Vater.

Wie das?

Gotlieb.

Ja, weil ihr Schatten, den wir im Monde sehen, auch rund ist.

Vater.

Ja so! — Nun ihr habt wirklich den Grund des Urtheils, welches ihr fältet, deutlich eingesehen; es ist also auch ganz gewiß, daß eure Sele Urtheilskraft besize. Freuet euch, Kinder; das ist wieder ein Vorzug, den der liebe Gott uns Menschen vor allen andern Wesen auf dieser Erde verliehen hat!

Johannes.

Können denn die Thiere nicht urtheilen?

Vater.

Meinst du etwa, daß sie's können?

Johannes.

Ich weiß nicht.

Vater.

Mögtest es doch aber vermuthlich gern wissen?

Johannes.

Ja!

Vater.

Nun gut; mir fält ein Mittel ein, wie wir es erfahren können, ohne daß wir nöthig haben, jemanden darum zu fragen.

Johannes.

Was ist das für ein Mittel?

Vater.

Ich habe einmahl gehört, daß unsere Sele eine gar besondere Kraft haben sol, wodurch sie in den Stand gesezt wird, Wahrheiten,

die sie von Andern niemahls gehört hat, selbst zu erfinden. Man sagt nemlich, wenn sie nur erst zwei Urtheile hätte, so könte sie aus denselben mit leichter Mühe ganz von selbst ein drittes ziehen, welches ihr keiner jemahls gesagt hat. Und diese ihre Geschiklichkeit nent man die Kraft zu schließen, oder durch Vernunftschlüsse etwas zu erkennen. — Nun wollen wir gleich einmahl versuchen, ob unsere Selen eben dieselbe Kraft besizen, und wenn sie dieselbe besizen, ob wir wohl damit erforschen können: ob die Thiere Urtheilskraft haben oder nicht?

Zwei Urtheile, sage ich, müssen der Sele erst gegeben werden: dan weiß sie aus denselben ohne alle Hülfe ein drittes herzuleiten. — Hier sind zwei Urtheile, die ich an die Tafel schreiben wil; gebt einmahl acht, ob ihr daraus wohl von selbst ein drittes machen könt.

Erstes. Wer sich keine deutliche Vorstellungen machen kan, der kan auch nicht urtheilen.

Zwei-

Zweites. Die Thiere können sich keine deutliche Vorstellungen machen.

Drittes. Also —

Johannes.

Also können die Thiere nicht urtheilen.

Vater.

Sieh, sieh! Da ist ja das dritte Urtheil, als wenn's jemand herbei gerufen hätte! — Wer hat dir das vorgesagt, Johannes?

Johannes.

Kein Mensch!

Vater.

Nun so muß es doch wohl wahr sein, daß unsere Sele diese sonderbare Kraft besizet! Aber ist das nicht recht wunderbar, daß wir auf diese Weise manches erfahren können, was wir mit allen unsern Sinnen nicht wahrzunehmen vermögen, und was uns kein Mensch gesagt hat? — Laßt uns gleich noch eine andere Probe machen. Seht, hier sind drei

versiegelte Päkchen; in jedem ist eine gewisse Anzahl von Rechenpfenningen. Ihr solt sie nicht erbrechen; ihr solt sie nicht einmahl anfassen: und doch wette ich, daß eure Sele durch Schlüsse erfahren kan, ob in dem einen Päkchen mehr Rechenpfenninge, als in dem andern, sind.

Nikolas.

O das können wir doch wohl nicht!

Vater.

Eure Sele kan mehr, als ihr glaubt; ihr solt gleich sehen. Ich muß euch nur erst wieder zwei Urtheile geben: so ist mir für das dritte gar nicht bange. — Ich wil sie euch abermahls an die Tafel schreiben:

Erstes: In dem ersten Päkchen sind nicht mehr und nicht weniger Pfenninge, als in dem zweiten.

Zweites: In dem zweiten Päkchen sind nicht mehr und nicht weniger Pfenninge, als in dem dritten.

Nun das dritte Urtheil: Also —

Diderich.

Also sind in allen dreien gleich viel.

Vater.

Also in keinem mehr oder weniger, als in dem andern?

Alle.

Nein, in keinem mehr, als in dem andern!

Vater.

Nun wollen wir sehen, ob unsere Sele recht geschlossen hat. (Er erbricht die Päkchen.) In diesem sind — sechs; in dem zweiten — auch sechs; und in dem dritten —

Johannes.

Ja wirklich, auch sechs! Das ist doch recht närrisch!

Vater.

Erstaunt über die wunderbaren Kräfte, die unserer Sele verliehen sind!

Gotlieb.

Den Selen der Thiere hat Gott diese Kraft wohl auch nicht gegeben?

Vater.

Das brauch' ich euch wieder nicht zu sagen; weil eure Sele es ebenfals von selbst wissen kan.

Ferdinand.

Das auch?

Vater.

Allerdings; gebt nur acht! — Nicht wahr, ihr begreift wohl, daß einer, der nicht urtheilen kan, auch nicht schließen könne?

Johannes.

O ja! — Denn, wenn man schließen wil, so muß man ja das dritte Urtheil selbst machen.

Vater.

Richtig! — Nun laßt uns das erst wieder an die Tafel schreiben:

Erstes Urtheil: Wer nicht urtheilen kan, der kan auch nicht schließen.

Nun frägt sich's: können die Thiere urtheilen, oder nicht?

Johannes.

I, nein! Das haben wir ja eben erst ausfindig gemacht, daß sie das nicht können.

Vater.

Gut, so sei das unser zweites Urtheil.

Zweites: Die Selen der Thiere können nicht urtheilen.

Nun das dritte: Also —

Johannes.

Also können die Selen der Thiere auch nicht schließen.

Vater.

Seht ihr? Da haben wirs' ja! Und hat uns das wieder jemand gesagt?

Alle.

Nein!

Vater.

Also ist es völlig ausgemacht, unsere Selen haben wirklich Kraft zu schließen. — Auch an diese beiden Fähigkeiten unserer Sele, die

wir

wir jezt erkant haben, an die Urtheilskraft und an die Kraft zu schließen, könt ihr euch erinnern, indem ihr unser heutiges Bild ansehet. Sagt mir, was denkt wohl der Knabe, der hier vorgestelt ist?

Nikolas.

Er denkt, daß die Sonnenstrahlen und die feuchten Dünste in der Luft die Ursache des Regenbogens sind.

Vater.

Er sieht also ein, daß der Saz, den du da jezt sagst, bejahet und nicht verneinet werden müsse?

Nikolas.

Ja!

Vater.

Was thut er also?

Nikolas.

Er urtheilt.

Vater.

Richtig. Also können wir uns erstlich dabei erinnern —?

Nikolas.

Daß unsere Sele Urtheilskraft habe.

Vater.

Ich vermuthe aber, daß in der Sele dieses aufmerksamen Knaben noch mehr vorgeht. Solt' er nicht vielleicht, indem er den Regenbogen beobachtet, auch noch dies denken: Der Regenbogen komt von den Sonnenstrahlen und von den wässerigten Dünsten oder Regentropfen her, die jezt in der Luft sind. Wenn aber viel wässerigte Dünste in der Luft sind, so regnet es entweder gleich, oder doch gemeiniglich bald: also ist es wahrscheinlich, daß wir heute oder morgen auch hier bei uns Regen haben werden; es müste denn sein, daß der Wind die Regenwolken vertriebe. — Und gesezt nun, daß seine Sele dies denket, was thut sie da?

Diderich.

Sie schließt.

Vater.

Ganz recht, sie schließt. Wenn wir den Schluß, den seine Sele macht, an die Tafel

schreiben wolten: so würd er ohngefähr so lauten:

Erstes Urtheil: Wenn viel wässerigte Dünste in der Luft sind: so ist zu vermuthen, daß es bald regnen werde.

Zweites: Jezt eben sind viel wässerigte Dünste in der Luft.

Drittes. Also ist zu vermuthen, daß es bald regnen werde.

An welche Selenkraft kan uns also dies Bild gleichfals erinnern?

Alle.

An die Kraft zu schließen.

Vater.

Diderich, sage du mir jezt vor, was ich anschreiben sol.

Diderich.

Unsere Sele kan auch urtheilen.

Vater.

Das heißt?

Diderich.

Sie kan einsehen, ob etwas müsse bejahet oder verneint werden.

Vater.

Ferner?

Diderich.

Unsere Sele kan endlich auch schließen.

Vater.

Und was heißt das?

Diderich.

Sie kan aus zweien Urtheilen von selbst ein drittes ziehen, ohne daß es ihr einer sagt.

Vater.

Gut! — Und so weit für heute!

Viertes Gespräch.

Am folgenden Tage, da die Geselschaft sich wiederum versamlet hatte, und der Vater eben im Begrif war, den Faden des gestrigen Gespräch's wieder aufzunehmen, hielt er plözlich ein, neigte den Kopf nach der Gartenseite hin, und schien auf einmahl ganz Ohr geworden zu sein.

Johannes.

Was ist?

Vater.

Horch! horch! —

Alle horchten und alle schrien, wie mit einem Munde: "ah! die Nachtigal!" Es war die erste, die sich wieder hören ließ. —

Vater. (winkend.)

Stil! stil! —

Alle beobachteten ein tiefes Schweigen, bis die Nachtigal selbst eine Pause machte.

Vater.

Was haben wir jezt gethan?

Alle.

Wir haben der Nachtigal zugehört.

Vater.

Hat wohl einer unter uns, indeß wir ihr zuhörten, an etwas anders gedacht?

Alle.

Nein!

Vater.

Unsere Sele hat also alle andere Gedanken unterdrükt, um nur allein den lieblichen Gesang der Nachtigal zu denken; nicht?

Alle.

Ja!

Vater.

Könt ihr mir dies, was unsere Sele jezt that, mit einem einzigen Worte sagen?

Johannes.

O ja: sie war aufmerksam.

Vater.

Richtig! Also wieder ein neues Vermögen unserer Sele: sie kan auf etwas aufmerksam

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

sein; oder mit andern Worten, sie kan, wenn sie wil, an nichts anders denken, als an das, woran sie eben zu denken Lust hat.

Nikolas.

Aber das können doch die Thiere gewiß auch?

Vater.

Woraus schließt du das, Nikolas?

Nikolas.

Ja, spizen nicht manchmahl die Hunde und die Pferde ihre Ohren, als wenn sie recht aufmerksam nach etwas hinhorchten?

Vater.

Das thun sie; und wirklich denkt ihre Sele dan auch an nichts anders, als an das, wornach sie hören oder sehen. Aber, sage mir, hast du wohl jemahls bemerkt, daß die Thiere auf etwas aufmerksam sind, was nicht einen oder den andern ihrer Sinne rührt? Zum Exempel auf etwas, das abwesend ist, wie auf den großen Mogul?

Niko-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Nikolas. (lachend.)

Nein!

Vater.

Oder auf etwas, was durch die Sinne gar nicht wahrgenommen werden kan, wenn's uns auch gegenwärtig ist, wie z. E. auf die Kräfte und Fähigkeiten ihrer oder unserer Selen?

Nikolas.

Nein!

Vater.

Aber kan unsere Sele nicht auf etwas achten, das abwesend ist?

Nikolas.

O ja!

Vater.

Z. E. da wir in der Geographie zu dem Reiche des großen Moguls kamen, war eure Sele da nicht aufmerksam auf das, was ich von ihm und seinem Lande euch erzählte?

Nikolas.

Ja wohl!

Vater.

Und seid ihr nicht jezt eben alle aufmerksam auf das, was wir von unserer Sele entdekken können, ohngeachtet nichts davon weder gehört noch gesehen, noch durch irgend einen andern Sin wahrgenommen werden kan?

Nikolas.

Ja!

Vater.

Unsere Sele kan also aufmerksam sein 1. auf etwas, das uns nicht gegenwärtig ist, 2. auf etwas, das durch keinen Sin wahrgenommen werden kan, wen's auch dicht bei uns wäre?

Alle.

Ja!

Vater.

Und auf solche Dinge können die Selen der Thiere nicht aufmerksam sein?

Alle.

Nein!

Vater.

Vater.

So ist ja zwischen unserer Aufmerksamkeit und der Aufmerksamkeit der Thiere ein großer Unterscheid! — Noch eins! Glaubt ihr wohl, daß die Thiere sich so ganz von freien Stükken vornehmen können, auf etwas aufmerksam zu sein? Oder mit andern Worten, daß sie sich diejenigen Dinge, auf welche sie aufmerksam sein wollen, von freien Stükken wählen können?

Diderich.

Nein, das glaube ich nicht.

Vater.

Ich auch nicht; denn nie habe ich bemerkt, daß sie anfangen, auf etwas aufmerksam zu sein, als wenn sie durch irgend etwas Sinliches dazu gereizt werden. — Aber unsere Sele? Kan die nicht ganz von freien Stükken sich dasjenige wählen, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richten wil?

Alle.

O ja!

Vater.

Jezt sind wir auf die Fähigkeiten unserer Sele aufmerksam; aber so bald wir wollen, denken wir an etwas anders. Also hängt es ja von uns selbst ab, worauf wir achtsam sein wollen, und wie lange wir es sein wollen. Die Aufmerksamkeit also, deren unsere Sele fähig ist, unterscheidet sich wiederum himmelweit von derjenigen, deren die Thiere fähig sind. — Nun wil ich euch auch wieder ein Bild zeigen.

Seht, hier ist einer von den großen Affen vorgestelt, die man **Urang Utang** nent, — und die euch schon aus der Naturgeschichte bekant sind. Vor ihm stehen zwei Knaben, die ihn aufmerksam betrachten. Gewiß denken die Selen dieser Knaben jezt an nichts anders, als an diesen Affen; was sind sie also in diesem Augenblikke?

Alle.

Sie sind aufmerksam.

Vater.

Solte aber diesen Kindern, indeß sie den großen Affen betrachten, nicht einfallen, daß er eine Aehnlichkeit mit irgend einem andern Wesen habe?

Gotlieb.

O ja, mit dem Menschen.

Vater.

Die Knaben halten also wohl das Bild des Affen mit dem Bilde eines Menschen in Gedanken zusammen?

Ferdinand.

Ja.

Vater.

Und wißt ihr, wie man das nent, wenn die Sele erst ein Ding, dan ein anders denkt, dan beide mit einander in Gedanken zusammen hält? — Das nent man: ein Ding mit dem andern vergleichen. — Was thun also diese Knaben, Mathias?

Mathias.

Sie vergleichen den Affen mit einem Menschen.

Vater.

Und warum thun sie das?

Mathias.

Ja, sie wollen wissen, ob der Affe eben so aussieht, als der Mensch.

Vater.

Das heißt mit andern Worten, sie wollen wissen, ob Affe und Mensch einander ähnlich oder unähnlich sind. — Der eine dieser Knaben scheint seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf die Hände, oder Vorderfüße des Affen zu heften, der andere hingegen auf die Füße oder Hinterhände desselben. Jener findet, daß die Vorderhände des Affen eine große Aehnlichkeit mit menschlichen Händen haben; dieser hingegen bemerkt, daß die Hinterhände desselben sich von den Füßen eines Menschen merklich unterscheiden, weil sie gleichfals völlig wie

Hände gestaltet sind. Jener entdekt also eine Aehnlichkeit, dieser hingegen eine **Unähnlichkeit** oder **Verschiedenheit** zwischen Affe und Menschen. Und wolt ihr wissen, welche Kräfte ihrer Sele sie dabei anwenden.

Alle.

O ja!

Vater.

Die Sele des ersten übt ihren **Wiz**, die Sele des andern hingegen ihren Scharfsin. Durch den Wiz nemlich stellen wir uns die Aehnlichkeiten, durch den Scharfsin die Verschiedenheiten der Dinge vor. — Solte eure Sele wohl auch schon etwas Wiz und etwas Scharfsin haben? — Doch das könt ihr ja nicht eher wissen, bis ihr es versucht habt; laßt uns also diesen Versuch gleich jezt einmahl anstellen. Jeder von euch vergleiche in Gedanken den Affen, dessen Bild wir hier sehen, mit sich selbst; dan wollen wir hören, wer von euch eine Aehnlichkeit und eine Verschiedenheit zwischen beiden wahrgenommen hat.

Ich geb' euch eine volle Minute Bedenkzeit. — Nun, Gotlieb, sage du zuerst, was du bemerkt hast.

Gotlieb.

Dieser Affe geht aufrecht und die Menschen gehn auch aufrecht.

Vater.

Darin sind sie also einander ähnlich; und wodurch unterscheiden sie sich von einander?

Gotlieb.

Der Affe ist fast ganz rauh, die Menschen aber sind glat.

Vater.

Gut; nun du, Mathias!

Mathias.

Der Affe kan mit seinen Händen etwas anfassen, ordentlich wie ein Mensch, — darin ist er uns ähnlich; aber er hat einen größern Mund, als wir, und ein altes runzliges Gesicht — darin ist er von uns verschieden.

Vater.

Vater.

Auch gut! — Jezt, Ferdinand, ist die Reihe an dir.

Ferdinand.

Der Affe ahmt gern alles nach, so wie wir —

Vater.

Das ist abermahls eine Aehnlichkeit, die er mit uns, besonders mit Kindern, hat. Damit wir aber nicht zu viel Zeit verlieren, so sol der Eine von euch blos eine Aehnlichkeit, der Andere eine Verschiedenheit angeben. Also nun du, Nikolas!

Nikolas.

Der Affe kan nicht sprechen.

Vater.

Richtig! Abermahls eine Verschiedenheit. Johannes, weiter!

Johannes.

Der Affe ist sehr gelehrig, fast wie ein Mensch.

Vater.

Vater.

Was kan denn so ein großer Affe wohl alles lernen?

Johannes.

Wir haben in der Naturgeschichte ja gehört, daß er tanzen, reiten, Holz eintragen, die Schubkarre schieben, bei Tische aufwarten, auf dem Seile tanzen, wie ein Soldat exerziren und die Trommel schlagen lernen kan.

Vater.

Das wäre also wieder eine Aehnlichkeit, die er mit uns hat; und nun, Diderich, noch eine Verschiedenheit!

Diderich.

Der Affe hat keine Vernunft.

Vater.

Woraus schließt du das?

Diderich.

Ja, weil er alles so blindlings nachmacht, ohne zu wissen, warum er es thut, und sich dadurch oft unglüklich macht.

Vater.

Vater.

Wie so?

Diderich.

Haben wir nicht gehört, wie dum sich die Affen fangen lassen? Da sezt sich einer unter dem Baume, worauf Affen sizen, hin und zieht sich die Schuhe oder die Beinkleider an; dan geht er weg, und läßt ein Paar kleine Schuhe, oder kleine Hosen, die mit Pech ausgeschmiert sind, an dem Orte zurük. Gleich ist ein Aeschen da, und wil's dem Menschen nachmachen. Er zieht die Schuhe oder die Hosen an; und kaum hat er sie angezogen, so kan er sie nicht wieder ausziehen, weil sie fest ankleben. Da kan er denn auch nicht laufen, und muß sich gefangen geben. — Würd' er wohl so einfältig sein, wenn er Vernunft hätte?

Vater.

Freilich, da würd' er wohl erst bedenken, was nüzt es dir, das nachzuahmen? Und kan's dir nicht auch etwa schädlich sein? — Nun,

Kinder, ich sehe wohl, eure Selen haben, wie alle andere Menschenselen, auch schon eine Fähigkeit, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge einzusehen. — Sagt mir doch jezt wieder vor, was ich auf unserer Tafel anschreiben sol. Diderich macht den Anfang; die Andern lösen ihn ab, jeder in seiner Ordnung. Nun?

Diderich.

Unsere Sele kan auf etwas aufmerksam sein, das heißt —

Vater.

Halt! daß ich dies erst ausschreibe. — Nun weiter!

Diderich.

Das heißt, sie kan alle andere Gedanken unterdrükken, um sich blos eine Sache allein vorzustellen.

Johannes.

Nun ich! — Die Sele kan auch Dinge mit einander vergleichen, um zu sehen, ob

sie ähnlich oder unähnlich sind. — Wenn sie —

Nikolas.

O nein, mit Erlaubniß, junger Herr: nun kom' ich! — Wenn sie einsieht, daß die Dinge einander ähnlich sind: so thut sie das durch ihren Wiz; und

Gotlieb.

Halt! das ist ja für mich! — Und wenn sie einsieht, daß die Dinge einander unähnlich oder von einander unterschieden sind: so thut sie das durch ihren Scharfsin. — Aber, Vater, was bedeuten denn die Zahlen da auf den Bildern?

Vater.

Siehst du, Gottlieb, hier auf der Tafel bezeichne ich jede neue Selenkraft, die wir kennen gelernt haben, auch mit Zahlen. Damit man nun sehen könne, welches Bild zu jeder derselben gehöre: so sind diese Bilder immer mit eben denselben Zahlen bezeichnet worden.

Got-

Gotlieb.

Ha! ha!

Vater.

Wenn du nun einmahl vergessen hättest, an was für eine Fähigkeit unserer Sele du dich bei diesem oder jenem Bilde erinnern solst: so brauchst du nur die Zahl, die darauf steht, auf unserer Tafel aufzusuchen; so weißt du es gleich wieder.

Gotlieb.

Das ist gut! — O wollen wir nun noch mehr von der Sele lernen?

Vater.

Morgen, Morgen, lieber Gotlieb! Für heute mag's genug sein. Unsere Sele haben wir für diesmahl genug geübt; jezt laßt uns in den Garten gehen, um unsern Körpern eine Bewegung zu machen!

Johannes.

O lieber Vater, noch eine Frage! — Haben denn die Thiere wohl auch Wiz und Scharfsin?

Vater.

Vater.

Wessen Sele Wiz und Scharfsin besizt, der kan nicht blos die Dinge von einander unterscheiden; sondern er kan auch die Kenzeichen angeben, wodurch sie von einander unterschieden werden. Denn dadurch sind ja Dinge einander gleich, daß sie einerlei Kenzeichen haben, und dadurch sind sie ja eben verschieden, daß jedes seine eigene besondere Kenzeichen hat. — Glaubst du nun, daß die Selen der Thiere Wiz und Scharfsin haben?

Johannes.

Nein!

Vater.

Warum nicht?

Johannes.

I, weil sie keine deutliche Vorstellungen haben!

Vater.

Und also auch die Kenzeichen der Dinge nicht merken können. — Genug!

Fünftes Gespräch.

Vater.

Freuet euch, Kinder, heute werden wir wieder etwas sehr Merkwürdiges von unserer Sele erkennen!

Alle.

O! — Was denn?

Vater.

Wir werden erfahren, daß unsere Sele auch auf etwas aufmerksam sein könne.

Alle.

I, das haben wir ja schon gestern gehört!

Vater.

Haben wir? — Wollen doch gleich sehen; was heißt denn das: auf etwas aufmerksam sein?

Diderich.

Das heißt: alle andere Vorstellungen in seiner Sele unterdrükken, um sich nur eine Sache allein vorzustellen.

Vater.

Vater.

Deine Beschreibung ist richtig; ich muß also glauben, daß ihr's wirklich schon gestern gehört habt.

Alle.

O wirklich! Ganz gewiß!

Vater.

Nun, laßt es euch nicht leid sein, daß ich jezt wieder davon angefangen habe: denn ich habe dadurch erfahren, daß eure Sele noch eine andere Kraft hat, die wohl eben so wichtig ist.

Johannes.

Was für eine?

Vater.

Eure Sele rief jezt eine Vorstellung zurük, die sie schon gestern gehabt hatte; nicht?

Alle.

Ja!

Vater.

Und sie erkante auch dabei, daß sie diese Vorstellung schon gestern gehabt habe?

Alle.

Ja!

Vater.

Das ist mir lieb; denn nun weiß ich, daß eure Sele auch Gedächtniß habe. Das ist nemlich diejenige Kraft unserer Sele, nach welcher sie schon gehabte Vorstellungen wieder hervorrufen kan und sich dabei bewust ist, daß sie dieselben schon einmahl gehabt habe. That das nicht jezt eure Sele?

Alle.

Ja!

Vater.

Nun, so hat sie auch Gedächtniß. — Wir wollen indeß, zu mehrerer Gewißheit, noch eine zweite Probe mit ihr anstellen. Habt ihr schon einen Löwen gesehen?

Alle.

O ja! o ja!

Vater.

Wie sahe er aus?

Gotlieb.

Ach! er hatte so große dikke Augen im Kopfe!

Nikolas.

O und einen Schwanz, der wohl so lang war und einen dikken Büschel dran!

Johannes.

Ja, und hatte auch vom Kopfe bis mitten auf den Leib, so lange dikke Haare, und denn war er hinten ganz glat.

Vater.

Wan habt ihr diesen Löwen gesehen?

Alle.

J, vorigen Sommer, da wir noch in St. Jürgen wohnten!

Vater.

Und wo sahet ihr ihn?

Gotlieb.

In der Bude auf dem Neumarkte, wo noch mehr fremde Thiere waren; Vater ging ja selbst mit uns dahin.

Vater.

Ich erinnere mich. — Nun, seht ihr, da hat eure Sele abermahls eine Vorstellung erneuert, die sie schon einmahl gehabt hatte; und sie wuste dabei recht wohl, daß ihr diese Vorstellung vom Löwen nicht neu sei, sondern, daß sie dieselbe schon einmahl gehabt habe. Wie nent man nun die Kraft, womit sie das that?

Alle.

Gedächtniß.

Vater.

Da giebt's also wieder etwas anzuschreiben; wer von euch sagt mir's vor?

Alle.

Ich! ich! ich! ich! —

Vater.

Ja, wenn ihr alle zugleich mir vorsagen woltet, da würd' ich nichts verstehn. Wir werden also wohl wieder losen müssen. Geschwind laßt uns Alles wiederholen, was

wir von unserer Seele nun schon erkant haben; jeder, so wie die Reihe an ihn komt, nent mir eine Selenkraft, und der, den das Gedächtniß trift, hat gewonnen, und sagt mir vor.

Die Kinder liefen geschwind das Vorhergehende wieder durch; und Nikolas gewan.

Nikolas.

Ah! das ist schön; ich habe gewonnen!

Vater.

Nun, so sage mir denn vor, was ich schreiben sol.

Nikolas.

Unsere Sele hat auch Gedächtniß.

Vater.

Seze hinzu, was das mit andern Worten sagen wolle.

Nikolas.

Das heißt: sie kan eine Vorstellung, die sie schon einmahl gehabt hat, wieder hervorrufen, und kan dabei wissen, daß sie dieselbe schon einmahl gehabt habe.

 Vater.

Vater.

Nun, wollen wir nicht wieder untersuchen, ob die Thierselen wohl auch Gedächtniß haben?

Alle.

O ja!

Johannes.

Ich glaube, daß sie es haben.

Vater.

Sage uns doch auch deine Ursachen, warum du das glaubest.

Johannes.

Ja, wenn man einen Hund vexirt hat, und geht nachher einmahl wieder vor seinem Hause vorbei, so wil er einen gleich beissen.

Vater.

Die Erfahrung ist richtig; auch scheint daraus wirklich zu folgen, daß die Hunde Gedächtniß haben. Die Sele derselben erneuert nemlich, allem Ansehen nach, die Vorstellung des ehemaligen Unrechts, das man ihnen an-

that,

that, und sie scheinen sich deswegen rächen zu wollen. Aber solte die Hundesele auch wohl deutlich wissen, daß sie diese Vorstellung jezt nicht zum ersten mahle habe, sondern daß es nur eine erneuerte Vorstellung sei? Was meinst du, Johannes?

Johannes.

Nein, das wird sie wohl nicht wissen.

Vater.

Warum nicht?

Johannes.

Weil die Thierselen gar nichts deutlich wissen; sonst müsten sie ja Verstand haben.

Vater.

Wenn das ist, so muß ja wohl der Sele des Hundes, indem er sich wegen einer ehemaligen Beleidigung rächen wil, so zu Muthe sein, als wenn ihr diese Beleidigung erst eben jezt angethan würde?

Johannes.

Ja!

Vater.

So ist denn auch zwischen ihrer Errinnerungskraft und unserm Gedächtniß ein merklicher Unterschied! Die Hundesele nemlich kan ehemalige Vorstellungen blos zurükrufen, aber sie kan sie nicht wieder erkennen; das heißt, sie ist sich nicht deutlich bewust, daß sie diese Vorstellung schon irgend einmahl gehabt habe. Können wir ihr also wohl eigentliches Gedächtniß zuschreiben?

Alle.

Nein!

Vater.

Wenigstens kein solches, als wir haben. — Nun muß ich euch ja auch wohl wieder ein Bild zeigen?

Alle.

O ja; bitte, bitte!

Vater.

Hier ist's! Seht, da wird ein alter Man vorgestelt, der kaum mehr gehen kan.

Gotlieb.

Der hat ja ein krummes Bein!

Vater.

Diesen Schaden hat er einer Unvorsichtigkeit zu verdanken, deren er sich in seiner Jugend schuldig machte.

Ferdinand.

Was für einer?

Vater.

Er kletterte gern; und das pflegt' er auch wohl dan zu thun, wenn kein Erwachsener zugegen war, der dahin sahe, daß er keinen Schaden nahm. Einst, da er allein im Zimmer war, hatte er den Einfal, sich oben auf den Ofen sezen zu wollen, damit seine Brüder, wenn sie herein kämen, ihn nicht gleich finden könten. Er stieg hinauf, der Ofen wankte, stürzte, fiel ihm auf's Bein, und das Bein war zerschlagen. Nach vielen überstandenen Schmerzen wurd' er zwar kuriert;

aber

aber das Bein blieb krum und steif sein Lebelang.

Mathias.

Was bedeuten denn die Bilder, die da an der Wand hängen?

Vater.

Die stellen ihn selbst vor, so wie er zu verschiedenen Zeiten abgemahlt worden ist; erst als Kind im Husarenkleide —

Gotlieb.

Da hat er den Schaden am Beine noch nicht gehabt.

Vater.

Aber bald darauf gekriegt; denn seht da, wo er als Jüngling vorgestelt wird, zeigt sich schon sein krummes Bein. Das dritte Bild zeigt ihn als Man. — Nun was glaubt ihr wohl, daß die Sele dieses Greises thue, indem er diese Bilder ansieht?

Johannes.

Sie errinnert sich an ihr verflossenes Leben.

Vater.

Vater.

Bei dem ersten Bilde fält ihm der unglükliche Fal ein, wobei ihm das Bein zerschmettert wurde; bei dem zweiten, welches ihn in Reisekleidern darstelt, errinnert er sich dessen, was er auf seinen Reisen Merkwürdiges gesehen und gehört hat. Indem er das dritte ansieht, gedenkt er seiner schon verstorbenen Gattin, die er damahls heirathete. Seine Sele ruft also lauter Vorstellungen zurük, die sie schon einmahl gehabt hat, und sie ist sich dabei deutlich bewust, daß sie diese Vorstellungen wirklich schon ehemahls gehabt habe. — Dies Bild kan uns also sehr bequem erinnern — woran?

Alle.

An unsere Gedächtnißkraft.

Vater.

Aber es kan uns auch Anlaß geben, noch etwas Neues in unserer Sele zu entdekken.

Johannes.

Nun?

Vater.

Vater.

Beantwortet mir erst ein Paar Fragen: Da dem Kinde, welches hier vorgestelt wird, das Bein zerschmettert wurde: was stelte sich die Sele desselben wohl vor?

Johannes.

Sie stelte sich das zerbrochene Bein vor.

Vater.

War ihr diese Vorstellung wohl eben so gleichgültig, als wenn sie sich einen zerbrochenen Stok vorstelte?

Johannes.

Nein gewiß nicht!

Vater.

Oder fühlte sie bei dieser Vorstellung wohl gar ein gewisses Wohlgefallen, ein gewisses Vergnügen?

Johannes.

O nein! Sie fühlte vielmehr großes Mißvergnügen dabei.

Vater.

Vater.

Und da er nachher auf seinen Reisen bald durch schöne herliche Gegenden fuhr, bald neue prächtige Städte und Schlösser, bald neue Kunstwerke, bald fremde merkwürdige Pflanzen und Thiere, bald anders gestaltete Menschen mit andern Sprachen, Sitten und Gebräuchen sahe: was meinet ihr, solte seine Sele das Alles wohl auch eben so gleichgültig betrachtet haben, als wir diejenigen Dinge zu betrachten pflegen, die wir alle Tage sehen?

Nikolas.

O da müste seine Sele ja wohl recht hölzern gewesen sein!

Vater.

Aber glaubt ihr, daß sie bei der Vorstellung aller dieser Dinge eben das gefühlt habe, was sie damahls fühlte, da sie sich sein zerbrochenes Bein vorstelte?

Nikolas.

O nein! Damahls fühlte sie ja Misvergnügen, und hierbei mußte sie großes Vergnügen haben.

Vater.

Ihr seht also, daß unsere Sele bei gewissen Vorstellungen nicht gleichgültig bleibt?

Alle.

Ja!

Vater.

Und daß sie bei einigen solchen Vorstellungen Vergnügen, bei andern hingegen **Misvergnügen** fühlt?

Alle.

Ja!

Vater.

Wolt ihr nun wissen, wie man solche Vorstellungen, bei denen die Sele entweder Vergnügen, oder Misvergnügen empfindet, zu nennen pflegt? — Man nent sie **Empfindungen**.

Johannes.

Ach! wieder was Neues! Das nimt ja gar kein Ende!

Vater.

O Kinder, unsere Sele ist ein unerschöpflicher Quel an wunderbaren Kräften und

Fä=

Fähigkeiten! Ihr werdet nach und nach noch viel mehr in ihr entdekken. — Jezt laßt uns noch einmahl unser Bild ansehen. Warum mag denn wohl der alte Man, indem er sein erstes Portrait ansieht, mit der linken Hand nach seinem krummen Beine greifen?

Diderich.

Er scheint daran zu krabbeln.

Vater.

Und warum mag er das thun? Solt' es ihn wohl noch jezt schmerzen?

Diderich.

O das glaube ich nicht! Es ist ja schon so lange her.

Vater.

Das denk' ich auch; und doch sieht er ordentlich so aus, als wenn seine Sele noch jezt die Empfindung des Schmerzes hätte.

Diderich.

Er erinnert sich blos daran.

Vater.

Seine Sele ruft also die Empfindung des ehemaligen Schmerzes zurük?

Diderich.

So scheint's.

Vater.

Und da ist ihm vielleicht so zu Muthe, als wenn er den Schmerz wirklich wieder fühlte?

Diderich.

Ja!

Vater.

Kan denn das auch wohl unsere Sele? Kan sie wohl angenehme oder unangenehme Empfindungen in sich erneuern? Das müssen wir doch mit Gewißheit zu erfahren suchen. Laßt uns doch sehen! — Wißt ihr noch, wie wir voriges Jahr die Elbe hinunter fuhren nach Jork bei Stade?

Alle.

O ja! o ja! Das ging scharmant.

Johannes.

Wie wir so laviren musten und das Schif bald auf der einen, bald auf der andern Seite lag.

Gotlieb.

Ja, und wie es tanzte auf den Wellen! Es war ordentlich, als wenn wir gewiegt würden.

Nikolas.

Und wie das aussah, da wir bei Neuenstädten und bei Blankenese vorbei fuhren!

Vater.

War's nicht recht, als wenn die Bäume und die Häuser bei uns vorbei liefen und als wenn wir stil lägen.

Alle.

Ach, ja! Das war eine prächtige Reise!

Vater.

Nicht wahr, daß Alles machte euch damahls viel Vergnügen?

Alle.

O sehr viel!

Vater.

Und indem ihr jezt daran dachtet, war's euch recht so, als wenn ihr jezt eben wieder da gewesen wäret und dasselbe Vergnügen noch einmahl geschmekt hättet?

Alle.

Ja, wirklich!

Vater.

Nur war dies Vergnügen nicht völlig so groß und dauerte auch nicht so lange, als damahls?

Alle.

Nein!

Vater.

Nun, was hat denn also eure Sele jezt gethan?

Diderich.

O ich weiß, ich weiß schon! — Sie hat eine ehemalige Empfindung wieder hervorgerufen.

Vater.

Ganz recht; und diese Empfindung war eine angenehme: laßt uns doch versuchen, ob

wir auch wohl eine unangenehme Empfindung wieder in uns erneuern können. — Lieber Diderich, sage mir doch, was empfand deine Sele vor zwei Jahren, da du die Nachricht kriegtest, daß deine gute Mutter gestorben sei? —

Diderich fing heftig an zu weinen, und alle beobachteten ein mitleidiges Stilschweigen. Nach einer Pause:

Deine Tränen, lieber Diderich, haben eine zu gerechte Ursache, als daß ich sie tadeln könte: aber vergiß nicht, daß es ein besseres Mittel gibt, das Andenken deiner lieben Mutter zu ehren; wenn du dich nemlich immer so aufführst, wie deine Mutter noch auf ihrem Sterbebette wünschte, daß du dich aufführen mögtest, um dermahleinst in einem seeligen Aufenthalte mit dir, den sie so zärtlich liebte, auf immer wieder vereiniget zu werden. — Nun, Kinder, was hat die Sele unsers Diderichs jezt gethan?

Johannes.

Sie hat eine unangenehme Empfindung zurükgerufen.

Vater.

Unsere Sele kan also beides, sie kan angenehme und auch unangenehme Empfindungen in sich erneuern, und es ist ihr in dem Augenblikke zu Muthe, als wenn ihr eben dasselbe noch einmahl begegnete.

Johannes.

Mit welcher Kraft thut sie denn das?

Vater.

Mit ihrer Einbildungskraft.

Johannes.

Die ist ja wohl einerlei mit dem Gedächtniß?

Vater.

Deine Frage beweis't, daß du aufmerksam gewesen bist. Wirklich haben beide etwas mit einander gemein; aber laß sehen, ob unser

Scharfsin nicht auch irgend einen Unterscheid zwischen beiden bemerken kan. — Beide rufen etwas in unsere Sele zurük: aber was denn? Das Gedächtniß Vorstellungen überhaupt, die Einbildungskraft hingegen nur solche Vorstellungen, bei denen unsere Sele Vergnügen oder Mißvergnügen fühlet, das heißt — Empfindungen. Ferner, das Gedächtniß bemerkt deutlich, daß unsere Sele diejenige Vorstellung, die sie erneuert, schon einmahl gehabt habe; die Einbildungskraft hingegen, besonders wenn sie recht stark ist, macht, daß die Sele vergißt, daß sie die in ihr erneuerte Empfindung schon ehemahls gehabt habe, und weiß sie zu überreden, daß sie dieselbe jezt erst habe, ohngeachtet dasjenige, was diese Empfindung ehemahls in ihr erwekte, ihr jezt nicht mehr gegenwärtig ist. So geht es dem alten Mann auf unserm Bilde. Die Einbildungskraft spielt seiner Sele den Possen, ihr weiß zu machen, daß sie den ehemaligen Beinbruch erst jezt fühle, ohngeachtet das Bein

schon seit funfzig Jahren wieder geheilt war. Daher seht ihr, daß er mit der Hand darnach greift, wie man zu thun pflegt, wenn uns etwas sehr weh thut. — Siehst du nun ein, Johannes, wie Gedächtniß und Einbildungskraft von einander unterschieden sind?

Johannes.

O ja!

Vater.

Nun so wollen wir es für heute dabei bewenden lassen.

Johannes.

Aber wollen wir nicht erst wieder anschreiben?

Vater.

Ja so! das hätt' ich bald vergessen. Nun, so sage mir, was ich schreiben sol.

Johannes.

Unsere Sele kan auch Empfindungen haben; — sol ich auch sagen, was Empfindungen sind?

Vater.

Vater.

Allerdings.

Johannes.

— Das sind solche Vorstellungen, die uns entweder Vergnügen oder Misvergnügen machen.

Vater.

Ferner?

Johannes.

Ferner hat unsere Sele auch Einbildungskraft; — das heißt, sie kan ehemalige Empfindungen wieder in sich erneuern.

Vater.

So! — und nun hinaus in den Garten! *)

*) Um nicht zu weitläuftig zu werden, habe ich von hier an aufgehört, die menschlichen Selen mit den Thierselen zu vergleichen; und ich glaubte, dieses um so viel mehr thun zu können, da diese Vergleichung in Ansehung des Folgenden für jeden nur einigermaßen geübten Lehrer fast gar keiner Schwierigkeit mehr unterworfen ist.

Sechstes Gespräch.

Gotlieb.

Vater, was bedeutet denn das Pferd mit Flügeln, das da auf dem Bilde vorgestelt ist?

Vater.

Es sol blos eine Zierde des Ofens sein, auf den man es gesezt hat.

Gotlieb.

Giebt es denn wohl solche geflügelte Pferde?

Vater.

Nein! Der Künstler, der es machte, hat sich blos eingebildet, daß es dergleichen gäbe.

Gotlieb.

O kan man sich denn wohl so was einbilden?

Vater.

Warum nicht? — Ich kan mir ja einbilden, daß ich dich auf einen Truthan reitend durch die Luft fliegen sehe.

Got-

Gotlieb.

Ah! das solte mahl schön gehn! — Aber das ist doch nicht wahr?

Vater.

Nein! Aber unsere Sele kan sich auch etwas vorstellen, das wirklich nicht ist. Z. E. kanst du dir nicht vorstellen, wie das aussehen würde, wenn ich eine Nase hätte, die von hier bis an die Wand reichte?

Gotlieb. (lachend.)

O ja!

Vater.

Und wilst du wissen, wie man diejenige Kraft unserer Sele nent, womit sie sich solche Vorstellung macht?

Gotlieb.

Nu?

Vater.

Man nent sie die Phantasie, und die wunderbaren Vorstellungen, welche sie sich damit macht, die nent man Phantasien.

Gotlieb.

Sol ich auch einmahl eine Phantasie machen?

Vater.

Immerhin!

Gotlieb.

Na, ich bilde mir ein, wie das aussehen würde, wenn der Puterhan eine Perruk mit einem großen Haarbeutel trüge, und wenn er den Hut unterm Flügel und einen Degen an der Seite hätte.

Vater.

Das müſte eben so närrisch aussehen, als wenn seine Frau, die Truthenne, wie eine Dame frisirt wäre und Pariser Taschen trüge.

Gotlieb.

Sieh! da hat Vater ja auch eine Phantasie gemacht.

Vater.

Ganz recht; ich habe, so wie du, mir etwas vorgestelt, das wirklich nicht ist. Wißt ihr, welche Leute ihre Phantasie am meisten brauchen?

Alle.

Alle.

Nein!

Vater.

Die Dichter, die Mahler und die Bildhauer. — Könt ihr euch nicht gleich an ein Gedicht erinnern, worin eine Phantasie vorkomt?

Johannes.

Ach, ja! in dem von unserm Claudius — wie heißt es doch? — ich glaube der Frühling.

Vater.

Nun, was für eine Phantasie ist denn darin enthalten?

Johannes.

I, da stelt er sich ja den Frühling als einen Man vor, der sich mit Blumenkränzen bewunden hat, und dem die Nachtigallen auf den Schultern sizen.

Vater.

Richtig!

Denn er komt mit seiner Freudenschaar,
Heute aus der Morgenröthe Hallen;
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen.

Wenn

Wenn wir künftig in unserer Kinderbibliothek lesen, und es komt denn wieder einmahl so eine Phantasie vor, so sagt mir's doch.

Alle.

Gut; das wollen wir nicht vergessen.

Gotlieb.

Vater, sol ich nun mahl vorsagen?

Vater.

Laß sehen, ob du kanst.

Gotlieb.

O ja, ich hab's mir wohl gemerkt! — Unsere Sele hat auch Phantasie.

Vater.

Nun, und was heißt das?

Gotlieb.

Ja, sie kan sich so etwas vorstellen, was nicht ist.

Vater.

Gut! ich hätte kaum geglaubt, daß du mir das so ordentlich sagen köntest. Fahr nur fort, so aufmerksam zu sein.

Got-

Gotlieb.

Na, das wil ich auch gewiß thun.

Der Vater zieht stilschweigend eine Handvol frühreife Kirschen aus der Tasche.

Alle.

Ah! Ah!

Vater.

Was ist?

Alle.

Ah! Kirschen!

Vater.

Nun ja, Kirschen.

Alle schweigen vol Erwartung.

Jezt wolt' ich wol errathen, was eure Sele macht.

Alle.

Nu, was denn?

Vater.

Sie stelt sich etwas vor, was sie nicht gern haben mögte.

Nikolas.

O gar nicht! Sie stelt sich etwas vor, was sie gern haben mögte.

Vater.

Vater.

Nun, so hab' ich mich geirt.

Er zieht wiederum ein kleines Büchschen hervor, worin Assa foetida ist, und hält es einem nach dem andern unter die Nase.

Alle.

Fi! fi! fi!

Vater.

Nun, hat eure Sele wieder eine Vorstellung von etwas, das sie gern haben mögte?

Mathias.

O nein, von etwas, das sie nicht gern haben mögte!

Vater.

So? — Da haben wir also unsere Selen wieder bei einer doppelten Handlung angetroffen. Erstlich stelte sie sich etwas vor, das sie gern haben mögte — wißt ihr, wie man das mit einem Worte nent?

Alle.

Nein.

Vater.

Sie begehrte etwas. — Dan stelte sie sich etwas vor, das sie nicht gern haben mogte; oder mit einem andern Worte?

Johannes.

Sie begehrte etwas nicht.

Vater.

Besser: sie verabscheuete etwas. Sie hat also auch, wie ihr seht, ein Vermögen, etwas zu begehren, und etwas zu verabscheuen. — Es ist zwar nicht immer gut, daß man ihr dasjenige giebt, was sie begehrt, und daß man dasjenige wegnimt, was sie verabscheuet: aber diesmahl wollen wir ihr doch den Gefallen thun. Fort mit dem Stinkebüchschen! Her mit den Kirschen! — Nehmt, es sind gerade für jeden drei.

Alle.

Ah! danke, danke!

Vater.

Und was hab' ich hier?

Alle.

Ah! ein Bild!

Vater.

Seht hier einen Knaben, der einen Schmetterling fangen wil. Was thut die Sele deßselben?

Johannes.

Sie stelt sich etwas vor, das sie gern haben mögte.

Vater.

Sie begehrt also etwas. — Seht da einen Andern, der Blumen sucht und eine Kröte findet. Was thut er dabei?

Nikolas.

Seine Sele stelt sich etwas vor, was sie nicht gern haben mögte.

Vater.

Sie begehrt also die Kröte nicht, sondern sie verabscheuet dieselbe. Was macht denn wohl der dritte Knabe, der da nach den reifen Aepfeln sieht.

Gotlieb.

Er begehrt die Aepfel.

Vater.

Vater.

Warum mag er denn nicht zugreifen?

Diderich.

Vielleicht ist es ihm verboten.

Vater.

Vielleicht hat er auch heute Medezin eingenommen; und da denkt er nun erst nach, ob's ihm auch wohl gut thun würde, Obst zu essen. — Was macht denn aber wohl der Vierte da?

Nikolas.

O der sol gewiß jezt Medezin einnehmen!

Vater.

Das vermuthe ich auch. Seht wie er das Gesicht verzert! Er scheint die Medezin zu verabscheuen: warum mag er sie denn nicht wegwerfen?

Johannes.

Er denkt auch wohl erst nach, ob's ihm auch gut sein würde, wenn er sie wegschmisse.

Vater.

Deine Vermuthung scheint richtig zu sein. — Also kan ja unsere Sele, wenn sie etwas be-

gehrt oder verabscheuet, wohl erst jedesmahl überlegen, ob das Begehrte oder Verabscheute ihr nüzlich oder schädlich sei?

Alle.

Ja, das kan sie!

Vater.

Sie kan also auch wohl etwas thun, was ihr zuwider ist, und etwas unterlassen, was ihr angenehm wäre?

Alle.

Ja!

Vater.

Nun, das ist schön! So hat sie ja einen freien Willen! Freuet euch, Kinder, das ist wieder eine schöne Eigenschaft, die der liebe Gott unserer Sele anerschaffen hat! Ist es den Selen der Thiere wohl auch so gut geworden?

Johannes.

Das glaube ich nicht.

Vater.

Vater.

Wenn wir's noch nicht wüsten, so könten wir es von dem Vogel da auf unserm Bilde lernen.

Gotlieb.

Was wil denn der?

Vater.

Er sieht, daß in dem Kästchen eine ihm angenehme Speise liege, die seine Sele begehrt. Hätt' er nun auch freien Willen, so wie wir: so würde er erst überlegen, ob's ihm wirklich nüzlich, oder schädlich sei, davon zu fressen So aber folgt er blos seiner Begierde; er fliegt hinein, der Dekkel fält zu und — er sieht sich gefangen!

Gotlieb.

Armes Vögelchen! Ich wolte, du hättest freien Willen, damit du nicht hinein flögest!

Vater.

Wenn nun ein Mensch eben so ohne Ueberlegung handelte, als die Thiere; wenn er

auch gleich alles das thäte, wozu er Lust bei sich verspürt, und alles das gleich unterließe, wogegen er eine Abneigung hat, ohne erst zu überlegen, ob's ihm nüzlich, oder schädlich sei: wozu würde sich ein solcher Mensch selbst machen?

Johannes.

Zum Thier.

Vater.

Richtig! — Und es würde ihm dan auch gehen, wie es den Thieren so oft zu gehen pflegt, er würde sich selbst unglüklich machen. — Merkt euch dies, meine Lieben, und laßt euch nie durch eure Begierden leiten, sondern zieht bei jeder Sache, die ihr gern haben oder nicht haben wolt, erst eure Vernunft und das Urtheil erfahrner Leute zu Rathe. Und dan übt euch alle Tage, etwas Nüzliches, das euch unangenehm ist, zu thun, und etwas Schädliches, was euch angenehm sein würde, zu unterlassen: so werdet ihr von Tage zu Tage volkommener, und von Tage zu Tage glüklicher werden. — Jezt laßt uns

wieder anmerken, was wir heute gelernt haben. Diderich, sage mir vor.

Diderich.

Unsere Sele hat ein Vermögen, etwas zu begehren.

Vater.

Und was thut sie, indem sie etwas begehrt?

Diderich.

Sie stelt sich etwas vor, das sie gern haben mögte.

Vater.

—— haben mögte. — Weiter?

Diderich.

Unsere Sele hat auch ein Vermögen, etwas zu verabscheuen.

Vater.

Und was thut sie denn, wenn sie etwas verabscheuet?

Diderich.

Sie stelt sich etwas vor, was sie nicht gern haben mögte.

Vater.

Ist das Alles?

Diderich.

O nein! Unsere Sele hat auch freien Willen, das heißt, sie kan, ehe sie etwas thun, oder nicht thun wil, erst überlegen, ob's ihr auch nüzlich oder schädlich sein würde.

Vater.

Wollen wir es hiermit heute gut sein lassen?

Alle.

O, es ist ja noch so früh!

Vater.

Ein Paar Minuten kan ich allenfals noch zugeben. — Wovon wollen wir denn noch sprechen? — Ja so! da fält mir gleich noch etwas bei. Wir haben gehört, daß die Thiere keinen freien Willen haben. Wenn sie also etwas thun, so thun sie es nicht deswegen, weil sie erkant haben, daß es ihnen gut sei,

und wenn sie etwas nicht thun, so unterlassen sie es nicht deswegen, weil sie erkant haben, daß es ihnen schädlich sei: aber so mögt' ich doch in aller Welt wissen, warum sie denn eigentlich etwas thun, und warum sie etwas unterlassen? — Was mag z. E. wohl den Vogel antreiben, daß er in den Kasten hüpfen und von dem Futter fressen wil?

Johannes.

Ja, weil ihm das Futter gut schmekt.

Vater.

Woher weiß er denn aber, daß es ihm gut schmekken werde? Er hat ja vorher gar nicht darüber nachgedacht!

Johannes.

O er wird wohl schon mehrmahls solche Körner gegessen haben! Er weiß also wohl, daß sie gut schmekken.

Vater.

Aber er hat ja kein Gedächtniß, wie wir wissen; es ist also so gut, als wenn er jezt

zum ersten mahle davon fressen solte. — Und zudem, wer lehrt die jungen Vögel, die jungen Küchelchen und Entchen, wenn sie eben erst aus dem Ei gekrochen sind, daß das Futter, welches man ihnen vorwirft, gut schmekke? Und doch pikken sie gleich darauf los.

Johannes.

Ja, das weiß ich nicht.

Vater.

Nun, so wil ich's euch sagen. Seht, Kinder, der liebe Gott hat die Selen der Thiere so eingerichtet, daß sie einige Dinge begehren, andere verabscheuen müssen, ohne daß sie wissen, warum? Dieses Begehren und dieses Verabscheuen, dem sie folgen müssen, sie mögen wollen oder nicht, nent man Instinkte. Diese hat Gott den Thierselen gegeben, um sie wegen des Mangels an Vernunft und freien Willen einigermaßen schadlos zu halten. Aus Instinkt also fliegt der Vogel in den Kasten, um von dem darin liegenden Futter zu fressen;

aus Instinkt würde er wegfliegen, so bald irgend ein Geräusch neben ihm entstünde; aus Instinkt bauen sich die Vögel Nester, brüten über den Eiern und futtern ihre Jungen, bis sie groß geworden sind; aus Instinkt baut der Biber Häuser, sucht die Biene Honig und verwahrt es in Zellen, die sie selbst gemacht hat. Mit einem Worte, alles was die Thiere thun, das thun sie aus Instinkt, aus einem innern Antriebe ihrer Natur, ohne daß sie wissen wie, und warum sie es eigentlich thun? Ist das nicht sonderbar?

Johannes.

Ja, sehr!

Nikolas.

Haben denn die Menschen keine Instinkte?

Vater.

Davon wollen wir Morgen reden.

Siebendes Gespräch.

Vater.

Ob wir Menschen denn auch wohl Instinkte hätten? woltest du gestern wissen, Nikolas; war's nicht so?

Nikolas.

Ja, Vater.

Vater.

Darum wollen wir jezt dieses Bild fragen; und ich hoffe, es wird uns die gehörige Antwort darauf geben.

Gotlieb.

Na, du Bild, haben wir denn Instinkte, so sag an! — (lachend) Ja, es schweigt ja doch stil!

Vater.

Du verstehst nur nicht, was es dir stilschweigend darauf antwortet; aber solst es bald verstehen. — Was wird hier vorgestelt?

Got-

Gotlieb.

Ein kleines Wikkelkind, das an seiner Mutter Brust sauget.

Vater.

Die Sele dieses Kindes scheint etwas gern haben zu wollen, oder zu begehren.

Gotlieb.

Ja, die Milch.

Vater.

Und doch, glaube ich, weiß sie selbst nicht recht, was das eigentlich sei, was sie gern haben mögte? Ich glaube auch, daß sie sich nicht bewust ist, warum sie die Milch so gern haben wil? Und endlich kömt es mir vor, als wenn sie selbst nicht recht wüste, wie ihr Mund es eigentlich macht, um die Milch aus der Mutter Brust heraus zu saugen?

Gotlieb.

Das glaub' ich auch; die kleinen Kinder sind ja noch so dum!

Vater.

Die Sele dieses Kindes begehrt also etwas, ohne zu wissen, warum? Und sie befriediget dieses ihr Verlangen, ohne selbst zu wissen, wie sie das anfängt? Nicht?

Nikolas.

Ah, ja! Nun seh' ich wohl, das ist auch ein Instinkt, den das Kiud hat.

Vater.

Richtig! — Sezt nun aber einmahl den Fal, daß die Brust dieser Mutter, stat der Milch, nichts als Tinte, oder Rhabarbertrank enthielte, was meint ihr, würde das Kind, so bald es davon gekostet hätte, dan wohl noch fortfahren zu saugen?

Alle.

O nein, gewiß nicht!

Vater.

Und warum nicht!

Mathias.

Ja, weil der Rhabarber so bitter schmekt!

Vater.

Vater.

Die Milch hingegen so süß! — Die Sele des Kindes begehrt also die Milch, weil der Genuß derselben ihr eine angenehme Empfindung macht, und sie würde den Rhabarber verabscheuen, weil er ihr eine unangenehme Empfindung machte; nicht?

Alle.

Ja!

Vater.

Und wodurch kriegt denn die Sele des Kindes die Empfindung von der Milch?

Johannes.

Durch den Geschmak.

Vater.

Also durch einen ihrer Sinne?

Johannes.

Ja!

Vater.

Eine solche Empfindung, die die Sele durch Hülfe ihrer Sinne kriegt, nent man eine

sinli-

sinliche Empfindung. — Die Sele des Kindes wird also durch den Instinkt angetrieben, daß sie einige sinliche Empfindungen, nemlich die angenehmen, gern, andere hingegen, nemlich die unangenehmen, nicht gern haben wil?

Johannes.

Ja!

Vater.

Und wißt ihr, wie man diesen Instinkt zu nennen pflegt? — Den Instinkt der Sinlichkeit.

Nikolas.

Haben denn die großen Leute diesen Instinkt auch noch?

Vater.

Wir wollen sehen. — Ich habe diesen Morgen bemerkt, daß in unserm Garten schon einige Erdbeeren reif sind; hättet ihr wohl Lust, nach der Stunde mit mir hinzugehen, um sie zu pflükken?

Alle.

O ja, o ja, lieber Vater!

Vater.

Warum wolt ihr denn so gern Erdbeeren essen?

Alle.

I, weil sie so exellent schmekken!

Vater.

Also, weil der Genuß derselben euch eine angenehme sinliche Empfindung macht! — Aber hier habe ich ein vortresliches Federmesser, welches so scharf ist, daß ich euch Nasen und Ohren damit abschneiden könte. Wer von euch hat Lust, den Versuch davon an sich machen zu lassen?

Alle.

Ich nicht! ich nicht! ich nicht!

Vater.

Warum denn nicht?

Alle.

I, weil das Schneiden weh thut!

Vater.

Also, weil euch das eine unangenehme sinliche Empfindung machen würde! — Nun,

was meint ihr, solte in eurer Sele wohl auch noch der Instinkt der Sinlichkeit sein?

Diderich.

O ja!

Vater.

Warum?

Diderich.

Weil unsere Sele die angenehmen sinlichen Empfindungen auch gern haben mag, und die unangenehmen sinlichen Empfindungen nicht gern.

Nikolas.

Ja, wir sind ja aber doch noch keine große Leute?

Vater.

Freilich nicht; aber ich versichere dich, Nikolas, mir und andern erwachsenen Leuten geht es nicht anders. Wir wollen alle auch gern Erdbeeren essen, und wollen uns alle ungern Nase und Ohren abschneiden lassen. Wir Erwachsene müssen also auch wohl noch eben denselben Instinkt der Sinlichkeit haben, den

ihr und die kleinen Wikkelkinder habt. — Nun, Gotlieb, hat uns das Bild keine Antwort auf unsere Frage gegeben?

Gotlieb.

Ja, das glaub ich, so eine Antwort, wobei einer gar nicht spricht!

Vater.

Wer sagt mir jezt vor, was uns das Bild gelehrt hat? — Aber, halt! das werdet ihr wieder alle thun wollen; sagt mir also erst etwas, was ihr etwa heute auf Antrieb des Instinkts der Sinlichkeit gethan habt: wer zuerst etwas zu nennen weiß, der sol mir vorsagen!

Johannes.

Ich! —

Vater.

Nun, was denn?

Johannes.

Ich habe mich gebadet.

Vater.

Thatest du denn das aus Instinkt der Sinlichkeit?

Johannes.

Ja wohl; that ich's nicht deswegen, weil es mir eine angenehme sinliche Empfindung machte?

Vater.

Hast Recht; trit also her, und sage mir vor!

Johannes.

Unsere Sele hat auch Instinkte.

Vater.

Füge die Erklärung hinzu.

Johannes.

Das heißt, sie fühlt sich gezwungen, einige Dinge zu begehren und andere Dinge zu verabscheuen, ohne daß sie recht weiß, warum?

Vater.

Einen dieser Instinkte unserer Sele haben wir nun schon kennen gelernt; und welcher war das?

Johannes.

Der Instinkt der Sinlichkeit.

Vater.

Vater.

Und worin besteht derselbe?

Johannes.

Der besteht darin, daß wir alle angenehme sinliche Empfindungen gern, und alle unangenehme sinliche Empfindungen nicht gern haben wollen.

Vater.

Bravo! — Aber ich sehe, da ist ja noch mehr vorgestelt auf unserm Bilde. Was ist denn das da?

Mathias.

O fi! Der Man wil ja dem armen Jungen mit dem Messer in den Hals schneiden!

Ferdinand.

Der wird wohl ein Geschwür' am Halse haben, was ihm aufgeschnitten werden muß.

Gotlieb.

Au weh! Das mag recht weh thun!

Vater.

Warum mag denn wohl der Knabe zugeben, daß man ihn schneidet, wenn's ihm so weh thut?

Diderich.

Ja, er wird wohl gehört haben, daß er sonst sterben müste, wenn er sich nicht schneiden ließe.

Vater.

Nun, wär's ihm denn nicht besser, zu sterben, als solchen Schmerz zu leiden?

Johannes.

Ja — aber jeder wil doch gern so lange leben, als er kan.

Vater.

Warum mag denn jeder das wollen?

Johannes.

Das weiß ich nicht.

Vater.

Solte das nicht etwa wieder ein Instinkt sein, den der liebe Gott unserer Sele eingepflanzt hat?

Johannes.

Ich glaube wohl.

Vater.

Und hast auch Recht, es zu glauben! Denn findet sich diese Liebe zum Leben nicht wirklich bei allen Menschen? Wollen nicht alle gern ihr Leben so lange erhalten, als sie können?

Johannes.

Ja.

Vater.

Und wenn man krank, oder in irgend einer andern Lebensgefahr ist, erduldet man da nicht gern jeden Schmerz, wenn man nur sein Leben dadurch retten kan?

Alle.

O ja!

Vater.

Also haben wir alle eine angebohrne Begierde, unser Leben zu erhalten, und einen angebohrnen Abscheu gegen Alles, was unserm Leben schaden kan. — Diese Begierde

und diesen Abscheu nent man den Instinkt der Selbsterhaltung. *)

Gotlieb.

Ah! das ist also schon der zweite!

Vater.

Ganz recht; aber wozu meint ihr wohl, daß der liebe Gott uns diesen Instinkt gegeben habe?

Jo-

*) Ein kleiner Knabe von ungewöhnlicher Herzhaftigkeit und Entschlossenheit, für den dieser Unterricht, seines Alters wegen, noch nicht gehörte, war zufälliger Weise zugegen, da von dem Instinkt der Selbsterhaltung die Rede war. Um ihn nicht ganz unbeschäftiget zu lassen; legte ihm der Vater, da er ein Beispiel dieses Instinkts geben wolte, die Frage vor: Frizchen, wenn da draussen auf dem Wege ein grimmiger Ochs auf dich zuliefe, um dich mit seinen großen spizigen Hörnern todt zu stoßen, was würdest du thun? — "Ich würd' ihn wieder stoßen;" war seine unerwartete Antwort, bei der man ihm ansehen konte, daß er's wirklich auch so meinte.

Johannes.

Damit wir desto länger leben mögten.

Vater.

Gott muß also wohl nicht haben wollen, daß wir unser Leben selbst verkürzen?

Diderich.

Nein; sonst würd' er uns ja diesen Instinkt wohl nicht gegeben haben.

Vater.

Er muß also vielmehr gern sehen, daß wir unsere Gesundheit zu erhalten, und unser Leben, so viel wir können, zu verlängern suchen? — Und wißt ihr noch, was wir neulich lernten, welches die besten Mittel zur Erhaltung unserer Gesundheit wären?

Nikolas.

Ach, ja! wenn man hübsch mäßig ist im Essen und Trinken.

Johannes.

Ja, und wenn man fleissig arbeitet.

Gotlieb.

Und wenn man auch vorsichtig ist, daß man nicht zu Schaden komt.

Mathias.

O ich weiß noch eins! Wenn man sich nicht erkältet und nicht trinket, wenn man warm ist.

Vater.

Richtig! Mässigkeit also, Arbeitsamkeit und Vorsichtigkeit sind dem lieben Gott angenehm. Merkt euch dies, Kinder, und erinnert euch daran, so oft ihr in Versuchung seid, das Gegentheil zu thun. Jezt, Ferdinand, sage du mir vor, was ich anschreiben sol.

Ferdinand.

Der zweite Instinkt unserer Sele ist der Instinkt der Selbsterhaltung.

Vater.

Und dieser Instinkt treibt uns an — wozu, Ferdinand?

Ferdinand.

Daß wir unser Leben zu erhalten suchen, so lange wir können.

Vater.

Gut! (Er ging hierauf zum Fenster, stand plözlich stil, als einer, den etwas befremdet und sagte:) — Wie? — Was ist das? — Der Elephant —

Alle.

(Aufspringend und laut schreiend.)

O wo? wo? Wo ist er?

Vater.

Was denn?

Alle.

I, der Elephant!

Vater.

Was für ein Elephant?

Alle.

I, wir meinten es wäre einer da zu sehen.

Vater.

Da habt ihr euch geirt. Ich wolte nur fragen, wo das Bild des Elephanten geblieben

sei, das ich hier ins Fenster gelegt hatte, um es euch zu zeigen?

Alle.

(Unzufrieden und sich wieder sezend.)

O das ist Schade! Wir dachten wirklich, es wäre einer da.

Vater.

Nun, es ist mir recht lieb, daß ihr das gedacht habt; denn da haben eure Selen wieder einen schönen neuen Instinkt gezeigt, den wir noch nicht kanten.

Johannes.

Was denn für einen?

Vater.

Warum woltet ihr denn den Elephanten so gern sehen?

Johannes.

Weil wir in unserm Leben noch keinen gesehen haben.

Vater.

Also deswegen, weil er etwas noch ganz neues für euch ist?

Johannes.

Ja!

Vater.

Was mag also eure Sele gern sehen, oder hören, oder mit einem Worte — was mag sie sich gern vorstellen?

Johannes.

Etwas neues.

Vater.

Nun, das ist es eben, was wir jezt von ihr gelernt haben. Unsere Sele mag gern sich etwas neues vorstellen, das heißt mit andern Worten: sie hat einen Instinkt der Neubegierde. Und wozu mag uns Gott wohl den gegeben haben?

Nikolas.

Daß wir recht viel lernen sollen.

Vater.

Getroffen! Aber warum wil denn Gott, daß wir recht viel lernen sollen?

Nikolas.

Weil wir dadurch klüger werden.

Vater.

Je klüger wir aber werden, desto leichter wird es uns, gut zu werden; und jemehr wir uns bemühen gut zu werden, desto glüklicher werden wir auch. Gott hat uns also den Instinkt der Neubegierde gegeben, damit wir immer glüklicher werden mögten.

Wer kan mir hier auf unserm Bilde jemanden zeigen, der eben im Begrif ist, seinen Instinkt der Neubegierde zu befriedigen?

Diderich.

O der da, der etwas durch's Mikroskopium betrachtet!

Vater.

Der ist's; denn hätte dieses Knaben Sele kein Verlangen, sich etwas Neues vorzustellen, so würd' er sich ja nicht die Mühe geben, das Thierchen, welches er betrachten wil, unter das Vergrösserungsglas zu bringen. — Nun,

Mathias,

Mathias, dasmahl solst du die Erlaubniß haben, mir vorzusagen.

Mathias.

Ah! das ist gut, daß ich endlich doch auch einmahl dran komme! — Der dritte Instinkt unsrer Sele ist der Instinkt der Neubegierde.

Vater.

Und was macht dieser Instinkt?

Mathias.

Er macht, daß sich unsere Sele immer gern etwas Neues vorstellen wil.

Vater.

Genug für heute!

Achtes Gespräch.

Gotlieb.

Wollen wir unser Bild von gestern nicht auch bei der Tafel aufhängen?

Vater.

Das wollen wir; aber vorher laßt es uns erst noch einmahl ansehen.

Nikolas.

Es ist ja aber nichts mehr darauf, was wir nicht schon gesehen haben! Ich dachte, wir wolten heute wieder was Neues von der Sele lernen?

Vater.

Dein Instinkt der Neubegierde ist ja sehr geschäftig! Aber laß sehn! Vielleicht ist auf diesem Bilde doch noch etwas Nahrung für ihn. — Warum sieht denn wohl die Mutter mit so innigem Wohlgefallen auf den Säugling herab?

Nikolas.

Weil sie das Kind sehr lieb hat.

Vater.

Haben denn andere Eltern ihre Kinder auch so lieb?

Nikolas.

O ja!

Vater.

Aber wer nun selbst kein Kind hat, der liebt wohl keinen? Zum Exempel du, der du noch kein Vater bist, du hast wohl keinen, den du liebest?

Nikolas.

Hab' ich nicht meine Eltern und meine Schwestern und meinen Bruder?

Vater.

Aber wenn du auch diese nicht hättest?

Gotlieb.

J so hätt' er ja dich noch, Vater!

Vater.

Habt ihr mich denn wirklich auch so lieb?

Die Kinder sprangen an ihn auf und küßten ihn.

Aber, wenn nun eure Eltern, und ich und eure Pflegemutter und alle, die ihr jezund liebet, auf einmahl stürben, da würdet ihr doch künftig keinen Menschen mehr haben, den ihr lieben köntet?

Gotlieb.

O da wären ja doch noch andere Menschen in der Welt!

Vater.

Aber wenn ihr nun so, wie unser Freund Robinson, auf einer wüsten Insel lebtet, wo gar kein Mensch wäre: wie da?

Nikolas.

Ja, da wolt' ich mir auch eine Spinne zahm machen; so wie Robinson that.

Gotlieb.

Und ich wolte so ein Lama *) fangen, und das wolt' ich recht lieb haben.

Ferdinand.

Und ich einen Papagai!

Vater.

*) S. Robinson den jüngern von J. H. Campe. Hamb. 1779.

Vater.

Also Einen, meinet ihr, muß man wenigstens zum Lieben haben, wenn man zufrieden leben sol?

Alle.

Ja.

Vater.

Und solten andere Menschen wohl eben der Meinung sein?

Johannes.

Ich glaube, ja!

Vater.

Ich auch, Johannes; denn so viel ich jemahls Menschen gesehen habe, die hatten alle ein Verlangen, irgend jemand zu lieben und von andern wieder geliebt zu werden. Sogar die Thiere scheinen nicht leben zu können, ohne durch Liebe mit einem andern Thiere ihrer Art verbunden zu sein.

Gotlieb.

Ach ja, die Vögel und die Tauben!

Vater.

Nicht diese allein, sondern so gar die wilden reissenden Thiere, die Löwen und die Tiger, suchen sich einen unter ihrer Gattung aus, mit dem sie vertraut und freundschaftlich umgehen. — Das muß ja also auch wohl ein Instinkt sein, der die Menschen und die Thiere antreibt, sich unter einander lieb zu haben?

Alle.

Ja!

Vater.

Und wie wollen wir diesen Instinkt nennen?

Johannes.

Den Instinkt der Liebe.

Vater.

Gut. — Aber sagt mir doch, wie ist uns denn wohl zu Muthe, indem wir einen Andern lieb haben?

Johannes.

Ja, da wollen wir immer gern bei ihm sein.

Vater.

Vater.

Vermuthlich, weil wir Freude über ihn empfinden?

Johannes.

Ja!

Vater.

Aber wenn nun der Andere, den wir lieben, keine Freude über uns empfindet, sehen wir das wohl gern?

Johannes.

O nein!

Vater.

Also besteht die Liebe ja wohl darin, daß wir Freude über einen Andern empfinden, und wünschen, daß auch er Freude über uns empfinden möge?

Johannes.

Ja!

Vater.

Wir suchen also auch wohl, so viel an uns ist, dem, den wir lieben, Freude zu machen?

Johannes.

Ja!

Vater.

Zum Exempel eure Eltern, und wir eure Pflegeeltern, was thun wir nicht alles um euch Freude zu machen! Und was wünschen wir wohl mehr, als daß auch ihr uns Freude machen möget durch eure Artigkeit? — Fühlt ihr nun auch wohl in eurem Herzen eben so etwas gegen uns?

Alle.

O ja, lieber Vater!

Vater.

Nun so ist es gewiß, daß wir einander lieben! Und das wollen wir denn auch ferner thun; denn es ist ja doch so schön, wenn man sich unter einander recht lieb hat! Da lebt man noch eins so frölich; und gewiß hat auch Gott recht großes Wohlgefallen daran, weil er den Instinkt der Liebe uns und allen seinen lebendigen Geschöpfen so tief eingedrükt hat. Wenn ihm die Liebe nicht so sehr gefiele, so

würd' er uns wohl einen Instinkt des Hasses anerschaffen haben.

Gotlieb.

Fi, das wäre häßlich!

Vater.

Gottlob also, daß das nicht geschehen ist! — Nun, Johannes, sage mir, was ich anschreiben sol?

Johannes.

Der vierte Instinkt unserer Sele ist der Instinkt der Liebe; das heißt —

Vater.

Nun?

Johannes.

Ja, ich kan nur nicht die rechten Worte finden.

Vater.

Wilst du nicht etwa so sagen: das heißt, wir haben Alle ein angebohrnes Verlangen, Andere zu lieben und von Andern geliebt zu werden?

Johannes.

Ach ja!

Vater.

Oder etwa lieber so: das heißt, wir haben alle ein Verlangen, wenigstens einen oder den andern Menschen auszusuchen, in dessen Geselschaft wir Freude empfinden, und der auch wieder an uns seine Freude haben möge?

Johannes.

Das ist ja wohl einerlei?

Vater.

Völlig! — Nun sagt mir doch, Kinder, wen habt ihr wohl am aller = allerliebsten?

Alle.

Unsere Eltern!

Vater.

Solte wohl nicht einer sein, der da verdiente, daß ihr ihn noch mehr, als eure Eltern liebet?

Alle.

Ach ja! der liebe Gott!

Vater.

Warum?

Johannes.

Weil der uns unsere Eltern und alles alles Gute gegeben hat.

Vater.

Und warum liebt ihr denn eure Eltern?

Alle.

Weil sie uns auch so viel Gutes gethan haben.

Vater.

Wär' es euch denn wohl nicht möglich, denjenigen zu hassen, der euch Gutes erzeiget?

Alle.

O bewahre!

Vater.

Woher mag denn das wohl kommen, daß wir denjenigen lieben müssen, der uns Liebe und Güte erzeiget?

Diderich.

Ja, weil uns der liebe Gott so eingerichtet hat.

Vater.

Ganz recht; Gott hat unsere Sele so eingerichtet, daß sie nicht umhin kan, denjenigen zu lieben, der uns liebet und uns Gutes thut. Das ist ja also wieder ein neuer Instinkt, den wir in uns wahrnehmen, ein Instinkt der Dankbarkeit; nicht so?

Alle.

Ja.

Vater.

Auch davon wil ich euch ein recht schönes Bild zeigen.

Alle.

Ah!

Vater.

Seht hier das Bild eines liebreichen Mannes und vor ihm das Bild eines dankbaren Knaben.

Mathias.

Wen stelt denn das vor?

Vater.

Die Eltern dieses Knaben starben beide, da er kaum erst ein Jahr alt war, und hin-

terließen

terließen nichts, wovon ihr Kind hätte können erhalten und erzogen werden. Da sprachen einige kleinmüthige Leute, die da nicht bedachten, daß der liebe Gott für alle seine Geschöpfe sorgt: das arme Kind wird gewiß umkommen, das wird gewiß verhungern müssen! Der rechtschaffene Man, den ihr hier abgebildet seht, hörte was diese Leute sprachen, und ohngeachtet er die verstorbenen Eltern des Kindes gar nicht gekant hatte; so schikte er doch gleich hin, ließ das Kind zu sich holen, und sagte: es solte künftig sein Sohn sein, er wolte es mit seinen eigenen Kindern erziehen und es versorgen. So wuchs der Knabe also heran. Jezt war er schon im siebenden Jahre; da hörte er, daß seines lieben Pflegevaters Geburtstag sei. Gleich lief er hin in seine Kammer, warf sich da auf seine Knie und bat den lieben Gott recht inbrünstig, daß er doch seinen guten Pflegevater noch lange mögte leben lassen. Dan sezt' er sich hin und schrieb ihm einen schö-

schönen Brief, worin er ihm so ganz von Herzen dankte für alles, was er an ihm gethan hätte. Diesen Brief bringt er ihm nun eben jezt; seht, wie dankbar er seinem Wohlthäter die Hand küßt und wie gerührt er dabei aussieht! Ich glaube gewiß, daß ihm einige heisse Tränen dabei über die Wangen liefen.

Gotlieb.

O das ist ein lieber Junge!

Johannes.

Der handelt aus Instinkt der Dankbarkeit.

Vater.

So gar die Thiere scheinen von diesem Instinkte etwas abgekriegt zu haben. Seht da, das freundliche Hündchen, wie dankbar es seinen Herrn liebkoset.

Ferdinand.

Ach ja, wie es sich an sein Knie anschmieget!

Vater.

Ordentlich, als wenn es sagen wollte: ich habe dich recht lieb, du guter Mann, weil du

mir

mir so viel Gutes gethan hast! — Der müßte ja also wohl schlimmer, als das Vieh sein, der seine Wohlthäter nicht lieben wolte, oder sie wohl gar hassen könte.

Nikolas.

Fi! das müßt' ein garstiger Mensch sein!

Vater.

Ein sehr garstiger! Wir wollen aber hoffen, daß es solche Unmenschen nicht giebt.

Gotlieb.

O das glaub' ich auch nicht!

Vater.

Nun, wer sagt mir diesmahl vor? — Es sol der thun, der mir zuerst ein Beispiel von Dankbarkeit erzählt, was er irgend einmahl gehört oder gelesen hat.

Nikolas.

Ah! der Wandersman, der den kleinen Friz aus dem Wasser zog!

Vater.

Vater.

Wie war das?

Nikolas.

I, der so durstig und so ermüdet war! Da sah er den kleinen Friz vor der Gartenthür sizen und der hatte einen ganzen Korb vol Obst. Da sagt' er zu ihm: liebes Kind, verkaufe mir doch ein Paar Birnen; ich bin gar zu durstig. Und Friz antwortete: da, Man, nim dir, so viel du willst und behalte nur dein Geld. Am andern Tage wakkelte Friz mit einem andern Knaben im Kahn bei der Brükke. Da kam Wasser in das Schif, und die Kinder schrien rettet! rettet! und gingen schon unter. Da kam just der Wandersman über die Brükke und sprang gleich hinunter ins Wasser und faßte die beiden Kinder bei den Haaren. Aber da hätt' er selbst mit versinken müssen, wenn er nicht einen los ließ. Ja, wen solt' er nun loslassen? Er dachte bei sich selbst: Friz hat dir gestern Gutes gethan,

than, den mußt du also eher retten, als den Andern. Da ließ er den Andern fahren und Frizen bracht er glüklich ans Land.

Vater.

Das war allerdings Dankbarkeit. — Nun, du sagst mir also vor, Nikolas.

Nikolas.

Unsere Sele hat auch fünftens einen Instinkt zur Dankbarkeit.

Vater.

Das heißt?

Nikolas.

Das heißt: sie kan nicht umhin, denjenigen zu lieben, der ihr Gutes thut.

Vater.

Ich habe vergessen, euch eine traurige Geschichte zu erzählen, die sich gestern in der Stadt zugetragen hat.

Alle.

O was für eine?

Vater.

Vater.

Ein liebenswürdiger Knabe von sechs Jahren hatte sich im dritten Stokwerk zum Fenster hinaus gebogen, um ein Sperlingsnest zu sehen, das unter dem Dache war. Auf einmahl kriegt sein Kopf das Uebergewicht, er stürzt herab und fält dicht bei seiner Mutter nieder, die eben vor der Hausthür steht. Stelt euch den Zustand dieser armen Mutter bei diesem schreklichen Anblik vor! Sie thut einen Schrei und fält leblos neben ihrem unglüklichen Kinde nieder. Eben da dies geschehen war, kam ich bei dem Hause an. Es waren schon viel Menschen zusammengelaufen; ich drengte mich durch, um zu sehen, ob ich nicht zu etwas helfen könte. Gott! was kriegt' ich da zu sehen! Noch zittern mir die Glieder, indem ich wieder daran denke. Die Hirnschale des Knaben war zerplazt; Blut und Gehirn war an die Kleider seiner Mutter gesprüzt, die leblos neben ihm lag. Neben der Mutter lag auf seinen Knien

der unglükliche Vater des Knaben und neben diesem seine siebenjährige Schwester. Beide suchten die Todten durch ihr Angstgeschrei wieder ins Leben zurük zu rufen; aber beide sahen selbst einem Todten ähnlicher, als einem Lebenden. O ich werde das schrekliche Schauspiel aus meiner Einbildungskraft nie wieder los werden!

Die Kinder seufzten und einigen trat eine Träne ins Auge. — Nach einer kleinen Pause.

Kent ihr etwa diese unglükliche Familie?

Alle.

Nein!

Vater.

Und doch geht es euch vermuthlich, wie mir und wie allen denen, die diese traurige Geschichte hören — ihr seid betrübt darüber? — Nun, ich wil euch etwas anders erzählen, was euch wieder Freude machen sol.

Als ich aus der Stadt wieder hinausgehen wolte und bald bei dem Steinthore war, ging

ein vornehmer Herr mit einem großen Stern auf der Brust vor mir her und hinter ihm ging ein schöngekleideter Bediente. Da wir an die Brükke kamen, saß da ein kleines armes Kind, dessen Leib nur mit einigen Lumpen bedekt war. Sein Gesicht war so blaß und sein ganzer Leib so mager, daß man wohl sahe, es müsse viel Hunger gelitten haben. Es strekte seine kleinen Arme nach uns aus und rief mit schwacher Stimme: " ach! liebe Herren, geben Sie mir doch etwas für meinen armen kranken Vater; der muß sonst gewiß umkommen! Ach, geben Sie mir doch was um Gottes willen!" Der vornehme Herr stand stil und ich auch. Der Anblik des Kindes, das so unschuldig und from, wie ein Engel, aussahe, rührte uns beide gleich stark. "Wer ist denn dein Vater, liebes Kind!" fragte der vornehme Herr. "Ach, antwortete der kleine Knabe, mein Vater ist ein guter Man, o ein so guter! Wenn sie ihn nur sehen solten!"

Aber,

“ Aber, fragte jener weiter, warum mußt du denn für ihn betteln? Kan er denn nicht arbeiten? “ Ach! antwortete der Knabe und die hellen Tränen liefen ihm über die Bakken, er wolte ja so gern arbeiten, aber er kan ja nur nicht, weil er einmahl in das Bein geschossen ist, recht hier über dem Knie, und das ist noch immer nicht heil; da kan er nun gar nicht gehen. “ Ist er denn im Kriege gewesen? fragte der Herr. „ Ja wohl, antwortete das Kind; er war Lieutenant unter dem Freikorps und da wurde Friede gemacht, da er noch im Lazareth lag, und da wurd' er abgedankt und er mußte sehen, wo er nun bliebe. „ Wo wolt' er denn jezt mit dir hin? fragte der Herr. “ Ach, erwiederte der Knabe, er wolte weit weit hin, nach Coppenhagen, wo er einen Bruder hat, der ein vornehmer reicher Herr sein sol; aber da ist er nun krank geworden und nun werden wir wohl beide vor Hunger sterben müssen. „ Hier sahe ich, daß der vornehme Herr auf

einmahl ganz blaß wurde und daß ihm die Knie zitterten. Wie heißt er, wie heißt er denn? rief er auf einmahl aus und faßte das Kind bei der Hand. " Wilhelm von Löwenthal; " antwortete der Knabe. Gerechter Gott! rief der Herr aus, und schlug die Hände zusammen; mein Bruder! Und damit drükte er das arme Kind, das vor Schrekken kein Wort sprechen konte, an seine Brust, und benezte es mit seinen Tränen. Geschwind, sagt' er, geschwind führe mich hin zu ihm! und da der Knabe vor Mattigkeit kaum gehen konte, ließ er ihn von dem Bedienten tragen, und rante davon. Ich wischte mir die Tränen ab, und dankte Gott, daß er der Noth dieses armen Kindes und seines unglüklichen Vaters ein Ende gemacht habe.

Die Kinder waren alle sehr gerührt. — Nach einer Pause.

Habt ihr diesen Knaben etwa jemahls gesehen?

Alle.

Nein!

Vater.

Und doch freuet ihr euch gewiß eben so sehr, als ich, darüber, daß er so unvermuthet seinen Onkel fand.

Alle.

O ja!

Nikolas.

Es ist mir so lieb, als wenn mir einer hundert Thaler gegeben hätte!

Gotlieb.

Und mir, als wenn meine Tauben Junge gekriegt hätten!

Vater.

Nun seht doch, was eure Sele nun da wieder gemacht hat! Anfangs betrübte sie sich, daß es dem ersten Knaben und seiner ganzen Familie so schlim ging, und nun freuet sie sich wieder, daß der andere Knabe und sein Vater auf einmahl glüklich wurden! Merkt ihr nun wohl, daß das wieder von Gott komt, daß der unsere Selen so eingerichtet hat, daß sie sich freuen müssen, wenn's andern Menschen wohl

geht, und daß sie sich betrüben müssen, wenn ihnen was schlimmes wiederfährt?

Alle.

Ja, das ist wahr!

Vater.

Seht, Kinder, das nent man den Instinkt des Mitgefühls, oder der algemeinen Menschenliebe. Den hat der liebe Gott unser aller Selen deswegen einverleibt, weil er wolte, daß wir alle als Brüder, als Kinder eines Vaters mit einander leben, einander lieben und helfen solten, wo und wie wir könten. Seht ihr es nun nicht noch einmahl so deutlich ein, daß dieser gute Gott ein Gott der Liebe sein müsse, weil er uns selbst zur Liebe geschaffen hat?

Alle.

Ach ja!

Vater.

Und begreift ihr nun nicht auch, daß man diesem guten Gott ohnmöglich wohlgefallen

könne,

könne, wenn man nicht gegen alle Menschen liebreich und gütig ist? — Was ihr jezt aus euch selbst gelernt habt, daß hättet ihr auch auf unserm Bilde lernen können.

Johannes.

O wo denn?

Vater.

Da, von dem Bilde des guten Mannes, der den armen Knaben zu sich genommen und Vaterstelle bei ihm vertreten hat.

Johannes.

Ja, das hat er auch aus Mitleid gethan.

Vater.

Ohnstreitig! Er betrübte sich, da er hörte, daß dies arme Kind seine Eltern verloren habe und daß es nichts zu leben hätte. Deswegen nahm er es zu sich. Jezt sieht er, daß der Knabe dereinst ein guter und also auch ein glüklicher Mensch sein werde; und darüber freuet er sich. Er hat also, wie ihr seht, eben denselben Instinkt des Mitgefühls, den wir alle haben.

Gotlieb.

O Vater, sol ich diesmahl vorsagen?

Vater.

Ja, wenn du mir geschwind ein Beispiel aus der Geschichte anführen kanst, wo einer aus Mitgefühl etwas that.

Gotlieb.

O ja das kan ich; es ist mir schon lange eingefallen! — Alexander der Große, da er den todten Leib seines Feindes, des Königs Darius sahe, da weint' er vor Mitleid, daß es ihm so ergangen wäre.

Vater.

Bravo! — Nun so sage an, was ich schreiben sol?

Gotlieb.

Unsere Sele hat auch sechstens einen Instinkt des Mitgefühls; das heißt, sie freuet sich, wenn sie andere Menschen freudig sieht, und ist traurig, wenn sie sieht, daß andere Menschen traurig sind.

Vater.

Vater.

Recht gut gesagt! — Für jezt genug; bei Tische solt ihr sehen, daß unsere Sele noch einen andern Instinkt hat.

Johannes.

Ja, den Instinkt des Essens und Trinkens! Aber der ist ja wohl einerlei mit dem Instinkt der Sinlichkeit?

Vater.

Deine Bemerkung ist volkommen richtig; auch ist es ein ganz anderer Instinkt, den ich meine. Nachher mehr davon!

Nikolas.

Das war einmahl wieder eine prächtige Stunde!

Neuntes Gespräch.

Bei Tische war jederman sehr begierig, zu wissen, was doch das wohl für ein Instinkt sein mögte, den der Vater noch erklären wolte: aber keiner kont' es errathen. Endlich gab man's auf und redete von andern Dingen. Da nahm der Vater sein Glas, benezte den Finger mit Wasser, fuhr damit auf dem Rande des Glases herum, und lokte auf diese Weise wunderschöne Töne heraus.

Sein nächster Nachbar hatte dies kaum bemerkt, so that er ein Gleiches; diesen ahmte der Folgende nach und den wieder der Folgende, bis in weniger als einer Minute die ganze Tischgesellschaft, Groß und Klein, auf den Gläsern spielte. Da lächelte der Vater, gab das gewöhnliche Zeichen zur Stille und sagte:

Vater.

Wie verfalt ihr denn alle auf einmahl darauf, auf den Gläsern zu spielen?

Johannes.

Ich hab's nicht zuerst angefangen.

Ferdinand.

Ich that's, weil der es that.

Diderich.

Und ich, weil's Gotlieb that.

Gotlieb.

Ja, und ich, weil Vater es selbst that.

Vater.

Ihr habt also alle etwas gethan, was ihr einem andern thun sahet?

Alle.

Ja!

Vater.

Und es befahl euch doch keiner, es so zu machen?

Alle.

Nein!

Vater.

Vater.

Nun, warum thatet ihr es denn?

Johannes.

Ja, das ist kuriös, wenn einer einem etwas vormacht, gleich muß er's nachmachen!

Vater.

Hast du das gefühlt? — und sol ich dir nun erst noch sagen, was das für ein Instinkt sei, dem ich euch heute noch zu zeigen versprach?

Johannes.

Ah, nun weiß ich! Es ist der Instinkt des Nachmachens.

Vater.

Sage lieber, es sei der Instinkt der Nachahmung. Auch diesen haben eure Selen mit allen andern Menschenselen gemein.

Nikolas.

O auch mit den Affenselen! die machen auch immer alles nach, was sie sehen.

Vater.

Ganz recht. Bei Kindern und Affen zeigt sich dieser Instinkt am meisten: ihr seht also, mit welchen Herrn ihr eine Aehnlichkeit habt.

Mathias.

Ja, mit den Herrn Affen.

Gotlieb.

O fi! ich wollte daß wir den Instinkt nicht hätten!

Vater.

Das sage ja nicht im Ernst! Denn wenn ihr diesen Instinkt nicht hättet, so würdet ihr in eurem ganzen Leben wohl nicht viel klüger und nicht viel besser, als ein Aefchen werden.

Diderich.

Wie so?

Vater.

Wodurch werdet ihr denn wohl von Tage zu Tage klüger und besser? Nicht wahr, vornemlich

nemlich dadurch, daß ihr das thut, was ihr erfahrne und verständige Leute thun sehet?

Diderich.

Ja!

Vater.

Also durch den Instinkt der Nachahmung?

Diderich.

Ja; aber warum werden denn die Affen nicht klüger dadurch?

Vater.

Weil ihre Sele nur äusserliche Dinge, Gebehrden und Handlungen, aber nicht innerliche unsichtbare Gedanken und Gesinnungen nachahmen kan; und das können sie nicht, weil sie keine Vernunft haben.

Gotlieb.

Bleiben wir denn nun nicht immer solche Affen?

Vater.

Das Verlangen, andern nachzuahmen, bleibt zwar immer, auch wenn man schon erwachsen ist: aber dan befriediget man es nicht mehr so gleich, als man zu thun pflegt, so lange man noch jung ist. Da bedenkt man vielmehr immer erst, ob's auch wohl nüzlich sei, Andern in dieser oder jenen Sache nachzuahmen? und wenn man keinen Nuzen davon sieht: so läßt man's bleiben.

Ferdinand.

Vater, sol ich die Tafel herunter holen, um das auch anzuschreiben?

Vater.

Thu' es; aber bringe auch unser heutiges Bild mit.

Johannes.

Ist davon auch etwas darauf zu sehen?

Vater.

Das wolt' ich selbst gern wissen; deswegen sagt' ich, daß er's mitbringen solte.

Fer-

Ferdinand.

Hier, Vater, ist beides. — Was sollen wir denn bei den Kindern behalten, die da Soldaten spielen?

Vater.

Diese Kinder thun etwas, was sie von den Soldaten gesehen haben.

Johannes.

Ha! ha! Sie ahmen die Soldaten nach!

Vater.

Und zeigen also, daß ihre Sele auch einen Instinkt zur Nachahmung hat. Daran sol uns diese Vorstellung erinnern.

Ferdinand.

Diesmahl sag' ich doch vor, weil ich die Tafel und das Bild geholt habe?

Vater.

Das giebt dir nun wohl noch kein Vorrecht; aber wenn du mir alle die sieben Instinkte, die wir nun schon kennen gelernt haben, recht ordentlich zu erzählen weißt: so mag es darum sein.

Ferdinand.

No ja!

Vater.

Du, Johannes, stelle dich hinter ihn, um sein Nothhelfer zu sein, fals er stekken bleiben solte.

Ferdinand.

O das hat keine Noth!

Er sagte alles ordentlich und deutlich her.

Vater.

Nun, das war recht gut! So sage mir denn vor.

Ferdinand.

Der siebende Instinkt unserer Sele ist der Instinkt der Nachahmung.

Vater.

Und wozu treibt uns dieser an?

Ferdinand.

Der treibt uns an, dasjenige nach zu machen, was wir andere Leute thun sehn.

Johannes.

O sollen wir nun nicht gleich noch mehr lernen?

Vater.

Nein, Johannes, für diesmahl ists genug.

Johannes.

O das ist Schade!

Vater.

Weil wir für heute schon genug gelernt haben: so wollen wir den schönen Nachmittag zu einer kleinen Lustreise anwenden.

Alle.

Zu einer Lustreise? O wohin? Wohin?

Vater.

Nach Blankenese, um von einem der dortigen Berge der herlichen Aussicht über die Elbe zu genießen.

Alle.

(Hüpfend und klatschend.)

Ach! nach Blankenese! Nach Blankenese! zu Herr Faber! O das ist scharmant! das ist prächtig!

Vater.

Vater.

Es ist mir lieb, daß mein Vorschlag euch Freude macht. Aber — macht euch gefaßt! — selten pflegt im menschlichen Leben eine Freude ohne alle Begleitung zu kommen. Gemeiniglich hinkt ihr irgend ein Mißvergnügen nach, welches nicht von ihr getrennt werden kan.

Alle stuzten.

So können wir heute z. E. nur einen Stuhlwagen haben, und auf dem können unserer nur acht, höchstens zehn sizen. Acht oder zehn von uns werden sich also schon entschließen müssen, zu Hause zu bleiben.

Algemeine Bestürzung.

Und wer sol das nun sein?

Algemeines Stilschweigen.

Ich weiß keine bessere Auskunft, als daß wir losen. — Einen Topf her! Hier sind so viel Zettelchen, als Köpfe da sind. Jeder von uns zieht einen davon aus dem bedekten Topfe hervor; wer ein gewinnendes Loos zieht, fährt

mit; wem ein verlierendes zu Theil wird, der bleibt hier. Seid ihr das zufrieden?

Alle.

Ja!

Vater.

Nun, wohlan! Der Kleinste zieht zu erst und so bis zum Größten hinauf. So! — so!

Jeder zieht; Einige erheben ein frohlokkendes Jauchzen; Andere, welche Nieten gezogen haben, machen ein klägliches Gesicht.

Nun ists entschieden. — Aber, was ist das? Wie, Johannes, eine Träne? — Das ist kein mänliches Betragen; Unglüksfälle, die wir uns nicht selbst zugezogen haben, muß man mit mehr Standhaftigkeit ertragen.

Johannes.

Ich wil auch — (wischt sich geschwind die Träne ab, und zwingt sich zu lächeln.) —

Vater.

Gut! Aber, ihr Andern, wie ist euch dabei zu Muthe? Wird euer Vergnügen heute wohl

recht volkommen sein, da einige eurer Freunde keinen Antheil daran nehmen können?

Alle.

Nein!

Vater.

Wie wär' es also, wenn wir die Reise nach Blankenese bis auf einen andern Tag aufschöben und dafür heute lieber Alle nach Wandsbeck gingen?

Alle.

O ja! ja! Nach Wandsbeck!

Vater.

So macht euch fertig. — Aber halt! Da hat's ja wohl wieder was Neues in unserer Sele gegeben? Wartet doch, daß wir erst einen Augenblik darüber nachdenken! — Was that denn wohl eure Sele, da ich sagte, daß wir nach Blankenese fahren wolten?

Nikolas.

Sie freute sich!

Vater.

Und was that eure Sele, ihr Andern, da euch das Loos traf zu Hause zu bleiben?

Johannes.

Sie betrübte sich.

Vater.

Und das war wohl noch dazu eine recht große Freude und eine recht große Betrübniß?

Alle.

Ja, eine recht große!

Vater.

Fühltet ihr nicht Alle, daß euer Blut anfing viel schneller zu laufen; daß euer Herz viel stärker klopfte?

Alle.

Ja, das ist wirklich wahr!

Vater.

Und dachtet ihr in dem Augenblikke, da ihr euch so sehr freutet, und ihr Andern, in dem Augenblikke, da ihr euch so sehr betrübtet, dachtet ihr da wohl an etwas Anders?

Alle.

Nein!

Vater.

War's nicht, als wenn ihr gegen alles andere in der Welt taub und blind wäret?

Alle.

Ja!

Vater.

Und wolt ihr wissen, wie man einen solchen Zustand unserer Sele nent, da sie sich so sehr freut, oder so sehr sich betrübt, so heftig etwas begehrt, oder so heftig etwas verabscheuet, daß sie an nichts anders denkt, nichts anders hört und sieht, und daß das Blut in unsern Adern einen schnellern Lauf gewint? — Man nent

ihn Affekt oder] Leidenschaft. Eure Selen waren also jezt im Affekt; eure, die ihr ein gutes Loos gezogen hattet, im Affekt der Freude, und eure, die ihr zu Hause bleiben soltet, im Affekt der Traurigkeit.

Gotlieb.

O, lieber Vater, wollen wir das nicht auch erst aufschreiben, ehe wir weggehen? Wir mögten's sonst vergessen!

Vater.

Komt, indem wir die Hüte holen, wil ich euch auch hierüber erst ein Bild zeigen; dan wollen wir's aufschreiben.

Seht, hier wird ein Hafen vorgestelt, in welchem eben ein Schif einläuft, das aus Ostindien zurükkömt. Die Männer der beiden Frauen, die ihr auf dem Lande seht, waren vor einem Jahre mit diesem Schiffe abgefahren. Beide eilten nach dem Hafen, so bald

sie

sie von der Ankunft des Schiffes hörten, um zu sehen, ob ihre lieben Gatten gesund zurük gekommen wären?

Wie groß ist die Freude dieser Einen, da sie ihren Man auf dem Vordertheil des Schifs erblikt! Seht, wie sie die Arme nach ihm ausstrekt, wie sie vor Freuden kaum weiß, wo sie ist, und in dem Taumel ihrer Entzükkung ins Wasser stürzen würde, wenn der Freund, der dabei steht, sie nicht hielte! Ihr Man ist eben so hoch erfreut, seine geliebte Gattin wieder zu sehen; mit ausgebreiteten Armen läuft er bis auf den äußersten Rand des Schiffes ihr entgegen, und es fehlt nicht viel, daß er sich nicht auch herabstürzt. Beide sind also im höchsten Affekt der Freude.

Aber nun richtet eure Augen auf die zweite Frau, die in einem ganz andern Affekte zu sein scheint. Das arme Weib! Auch sie hofte, ihren lieben Man, nach einer so langen Abwesenheit, gesund wieder in ihre Arme zu schließen.

Aber welch ein Donnerschlag für sie, da ein Matrose vom Schif ihr zurief, daß er in einem Sturme vom Verdek herab ins Meer geworfen und ertrunken sei! Wie sie die Hände ringt! Wie ängstlich sie ihre verzweiflungsvollen Blikke gen Himmel richtet und Gott um Trost und Stärke zur Ertragung ihres unaussprechlichen Kummers zu bitten scheint! Auch sie hört, sieht und denkt nichts, als ihren Verlust; der Freund, der sie zu beruhigen sucht, mag ihr noch so viel Tröstliches vorsagen! Sie ist im höchsten Affekt der Traurigkeit.

Gotlieb.

O wollen wir das Bild auch aufhängen?

Vater.

Ja; aber erst müssen wir auf der Tafel anmerken, was darauf vorgestelt ist. Johannes, sage mir, was ich schreiben sol?

Johannes.

Unsere Sele freuet und betrübt sich zuweilen so sehr, oder sie begehrt und verabscheuet

abscheuet zuweilen etwas so heftig, daß sie nichts anders hört und sieht, und daß uns das Blut in den Adern noch einmahl so geschwind herumläuft: das nent man denn einen Affekt oder eine Leidenschaft.

Vater.

Und wie viel dieser Affekte haben wir jezt kennen gelernt?

Johannes.

Zwei: den Affekt der Freude, wenn man sich so unmäßig freuet, und den Affekt der Traurigkeit, wenn man sich so unmäßig betrübt.

Nikolas.

Giebt es denn wohl noch mehr Affekte?

Vater.

Das wollen wir Morgen sehen: jezt Stok und Hut herbei und dan fort nach Wandsbeck!

Zehntes Gespräch.

Vater.
(Der einen Brief lieset.)

Da ist eine Nachricht, die dich angeht, Nikolas!

Nikolas.

Mich?

Vater.

Ja, es wird mir geschrieben, daß in vier Wochen dein Bruder Johannes uns vielleicht besuchen werde.

Nikolas.

O!

Vater.

Was sagst du dazu?

Nikolas. (freudig.)

Ach, ich freue mich sehr darüber.

Vater.

Er ist ja aber noch nicht hier; erst in vier Wochen —

Nikolas.

O das thut nichts!

Vater.

Vater.

Du kanst dich also über etwas Gutes freuen, das noch zukünftig ist?

Nikolas.

Ja wohl!

Vater.

Nun so wil ich dir auch sagen, wie man das zu nennen pflegt. Eine solche Freude über etwas Gutes, das noch nicht da ist, nent man Hofnung, und wenn diese Freude recht groß ist, so wie jezt die Deinige, so nent man sie den Affekt der Hofnung.

Mathias.

Ah! Nun kennen wir schon drei Affekte, den Affekt der Freude, der Betrübniß und der Hofnung.

Vater.

(Der fortfährt den Brief zu lesen.)

Gleich werdet ihr einen Vierten kennen lernen.

Ich hätte dir, mein lieber Nikolas, diese Hofnung nicht machen sollen; denn nach dem,

was ich auf der andern Seite des Briefes lese, dürfte sie wohl nicht in Erfüllung gehen.

Nikolas.

Wie so?

Vater.

Man schreibt mir, daß deines Bruders Gesundheit noch immer nicht recht fest sei, und daß er nur unter der Bedingung kommen würde, wenn er bis dahin recht gesund und stark geworden wäre.

Nikolas. (traurig.)

O!

Vater.

Das war dir wohl nicht lieb zu hören?

Nikolas.

Nein, gar nicht!

Vater.

Deine vorige Freude ist also schon wieder hin?

Nikolas.

Ja, die ist hin!

Vater.

Vater.

Und du thust jezt grade das Gegentheil von dem, was du vorher thatest? Erst freutest du dich, und jezt betrübst du dich!

Nikolas.

Ja, ich muß wohl!

Vater.

Aber warum das? Es ist ja doch noch möglich, daß dein Bruder komme!

Nikolas.

Ja, es ist doch aber auch möglich, daß er nicht komme!

Vater.

Du betrübst dich also schon zum voraus über ein Uebel, was blos möglich, was noch zukünftig ist?

Nikolas.

Ja!

Vater.

Sagt' ich es nicht, daß ihr gleich wieder einen neuen Affekt zu sehen bekommen würdet! Da ist er!

Johannes.

I, welcher denn?

Vater.

Unser Nikolas betrübt sich über ein Uebel, das noch nicht da ist; er ist also im Affekt der Furcht.

Mathias.

O in dem Affekt bin ich auch schon oft gewesen, da ich noch zu Haus war!

Vater.

Wie so?

Mathias.

Ja, da hatten sie mir immer so viel vorgesagt vom schwarzen Man und von — o ich weiß selbst nicht mehr, wovon! Und wenn ich denn des Abends im Finstern wohin gehen solte: da graute mich immer, daß ich zitterte und bebte.

Vater.

Und da du zu uns kamest?

Mathias.

Ja, da wolt' ich nicht allein zu Bette gehn, weil mir das dumme Zeug noch im Kopfe

stekte; aber da sagte mir ja Vater, daß das lauter Frazen wären, und da gingen wir des Abends im Finstern spaziren, und da wurd' ich dreister.

Vater.

Nun fürchtest du dich doch also nicht mehr?

Mathias.

I wovor denn? Nun weiß ich ja, daß das alles die alten Weiber erdacht haben, um die kleinen Kinder stil zu kriegen. Da müßt' ich ja wohl ein großer Nar sein, wenn ich mich nun noch davor fürchten wolte!

Vater.

Hast Recht, Mathias; ich hoffe auch, daß du jezt viel zu vernünftig sein werdest, als daß du dich noch vor etwas fürchten soltest, was gar nicht ist. Aber nun weißt du doch, was das für ein Affekt sei, die Furcht?

Mathias.

Ja, das ist ein recht garstiger Affekt! Da ist einem gar nicht wohl bei zu Muthe.

Gotlieb.

O ich bin auch schon einmahl drin gewesen; da mich der Hund beissen wolte, den ich vorher einmahl vexiert hatte!

Vater.

Wie war das?

Gotlieb.

I wir gingen nachher einmahl wieder vor dem Hause vorbei, und da war gar kein Hund zu sehen. Auf einmahl sprang er hinter der Thür hervor, und wolte mich ins Bein beissen.

Vater.

Ei, ei! — Nun, wie lief's denn ab?

Gotlieb.

Ja, ich fing erschreklich an zu schreien; und da kamen mir die Leute zu Hülfe, und jagten den Hund fort.

Vater.

Das war wohl noch etwas mehr als Furcht, was du damahls fühltest.

Gotlieb.

Was war es denn?

Vater.

Vater.

Du warst im Affekt des Schrekkens.

Johannes.

Ist denn das noch was anders, als Furcht?

Vater.

Es ist eine recht große Furcht, und zwar vor einem Uebel, das ganz unerwartet komt. Der Hund sprang plözlich hervor, ohne daß Gotlieb es vermuthete. — Daraus hätte noch ein ärgerer Affekt werden können!

Johannes.

Noch ein ärgerer?

Vater.

Ja; wenn nemlich der Hund ihn wirklich gepakt und gebissen hätte, dan würde der Affekt des Schrekkens sich in den Affekt der Betäubung verwandelt haben.

Johannes.

Wie ist einem denn dabei zu Muthe?

Vater.

So, daß man gar nicht weiß, wie einem geschieht. Man ist in dem Augenblikke der

Betäubung ganz sinlos, ganz ohne deutliches Bewustsein seiner selbst.

Gotlieb.

Ah! das hab ich auch schon einmahl erfahren! Da ich noch nicht gelernt hatte, aufs Wort gehorsam zu sein und in den Graben fiel!

Vater.

Ganz recht; da warst du im Affekt der Betäubung, weil du glaubtest, daß der Graben so tief wäre, daß du darin ertrinken müßtest. — Wie war dir damahls?

Gotlieb.

Ich wußte gar nicht, wie mir geschah; ich kont' auch nicht einmahl schreien.

Vater.

Siehst du? — Nun ich wünsche, daß du in diesen schlimmen Affekt nie wieder gerathen mögest. Zwar kan man auch wohl von Freude betäubt werden. —

Jo-

Johannes.

Auch von Freude?

Vater.

O ja; wenn sie sehr groß und sehr plözlich ist. Man hat sogar Beispiele, daß Leute von einer solchen Freude gestorben sind.

Johannes.

Oh!

Vater.

Eine nnerwartete, sehr große Freude wirkt eben so gewaltig auf unsern Körper, als ein unerwartetes sehr großes Schrekken. Da flieht alles Blut auf einmahl nach dem Herzen, man wird blaß, oft ohnmächtig, oft gar vom Schlage gerührt.

Johannes.

Da wil ich mich denn wohl hüten, daß ich mich niemahls gar zu sehr freue!

Vater.

Jeder Affekt ist schädlich, so bald er zu stark wird: wer also recht glüklich zu leben wünscht, der muß sich frühzeitig gewöhnen, seine Leiden=

schaften zu mäßigen, damit sie nicht gar zu mächtig werden.

Nun, seht hier wieder ein Bild, auf dem alle die Affekte, von denen wir heute gesprochen haben, ausgedrukt sind. — Der Vater dieser hier abgebildeten Familie liegt an einer schweren Krankheit darnieder; er empfindet heftige Schmerzen und fühlt, daß sein Tod herannahe. Und doch scheint er vergnügt zu sein; scheint so gar zu lächeln, wie einer, dem etwas Angenehmes widerfährt. Wie mag das kommen?

Diderich.

Es ist gewiß ein frommer Man gewesen; der weiß nun wohl, das er nach dem Tode noch viel glüklicher werden wird, als er schon hier gewesen ist; und darüber freu't er sich.

Vater.

Und darüber vergißt er aller seiner Schmerzen, vergißt sogar, daß er seine liebe Gattin und seine Kinder verlassen muß, und denkt

nur

nur an die Freuden, die im Himmel für ihn bereitet sind! Und doch ist das, worüber er sich so freut, noch nicht da, ist nur zukünftig.

Johannes.

Er ist also im Affekt der Hofnung.

Vater.

Richtig! — Vor dem Bette sizt seine bekümmerte Gattin, die ganz etwas anders zu empfinden scheint.

Ferdinand.

Die ist betrübt.

Vater.

Und worüber?

Ferdinand.

Daß ihr Man vielleicht sterben wird.

Vater.

Aber er lebt ja noch; und noch ist es möglich, daß er sich plözlich bessere und wieder gesund werde. Sie betrübt sich also über ein Uebel, das noch nicht da ist, das ihr blos bevorsteht.

Johannes.

Die ist also im Affekt der Furcht.

Vater.

Ganz recht! — Aber nun seht auch, was es auf der andern Seite beim Kamin giebt.

Mathias.

Au weh! das kleine Mädchen brent ja lichterloh!

Vater.

Aus Unvorsichtigkeit war sie dem Feuer zu nahe gekommen; die Flamme ergrif ihr Kleid; und sie wird nun aller Wahrscheinlichkeit nach lebendig verbrant werden. — Stelt euch den Schrekken ihres armen kleinen Bruders vor, indem er sich nach ihr umsieht und sie in diesem Zustande erblikt!

Diderich.

Der ist also im Affekt des Schrekkens.

Vater.

Und das arme kleine Mädchen selbst — in welchem Affekt mag das wohl sein?

Got-

Gotlieb.

O das weiß ich! Im Affekt der Betäubung.

Vater.

Richtig. Seht, wie sinlos sie da steht, mit ofnem Munde, blaß wie der Tod und unfähig, etwas zu ihrer Rettung vorzunehmen. — Armes Mädchen! Du dauerst mich; noch mehr aber jammern mich deine armen Eltern, die dich vor ihren Augen nun werden müssen verbrennen sehen, weil es zu spät ist, dich zu retten. — Nun, wollen wir nicht wieder anschreiben, was wir jezt Neues gelernt haben?

Matthias.

O, Vater, diesmahl mögt' ich gern vorsagen!

Vater.

Wohl! so sage denn!

Mathias.

Wir haben gehört, was der Affekt der Hofnung sei!

Vater.

Und was ist er denn?

Mathias.

Wenn man sich über etwas Gutes freuet, das noch zukünftig ist.

Vater.

Gut! — Ferner haben wir gemerkt?

Mathias.

Den Affekt der Furcht.

Vater.

Und der ist?

Mathias.

Wenn man betrübt ist über etwas Böses, das noch zukünftig ist.

Vater.

Also gerade das Gegentheil von dem Affekt der Hofnung. Ferner?

Mathias.

Den Affekt des Schrekkens.

Vater.

Und was ist denn der?

Mathias.

Eine recht große Furcht vor einem Uebel, das ganz unversehens kömt.

Vater.

Vater.

Richtig! — Und endlich?

Mathias.

Den Affekt der Betäubung, wenn man vor Schrekken ganz sinlos wird, daß man gar nicht weiß, wie einem geschieht.

Vater.

Nun, das war alles recht gut gesagt; Morgen werden wir wohl noch mehr Affekte kennen lernen.

Johannes.

O warum nicht heute?

Vater.

Weil unsere Arbeitsstunde da ist.

Eilftes Gespräch.

Gotlieb.

Sollen wir heute nicht wieder etwas lernen von unserer Sele?

Vater.

Wen's euch noch immer Vergnügen macht, so bin ich wohl bereit, euch noch mehr davon zu lehren.

Alle.

O ja! o ja, lieber Vater!

Vater.

Ich hab' euch neulich die verschiedenen Instinkte erklärt, die der liebe Gott unsern Selen anerschaffen hat; darunter war nun einer, der darin besteht, daß wir alle ein gewisses Verlangen in uns spüren, einen und den andern Menschen zu haben, in dessen Geselschaft wir Freude empfinden und der auch wieder an uns seine Freude haben möge: erinnert ihr euch noch daran?

Alle.

Alle.

O ja! Das ist der Instinkt der Liebe!

Vater.

Wenn wir nun jemand lieben, sehen wir es denn wohl gern, daß er von uns entfernt sei?

Johannes.

Nein, wir sehen es gern, daß er bei uns ist.

Vater.

Wir wünschen also wohl, immer näher bei ihm, oder immer näher mit ihm vereiniget zu sein?

Alle.

Ja!

Vater.

Zum Exempel, wenn ich hier mit euch spreche, so wil jeder von euch immer gern dicht neben mir stehen oder sizen, und einer sucht sich dem andern immer vorzudrengen: woher mag das wohl kommen? — Nicht wahr, weil ihr mich lieb habt?

Alle.

Ja!

Vater.

Und wenn einer von euren Brüdern, oder von euren Freunden uns besucht: macht ihr's da nicht wieder eben so? Wil da nicht immer der eine noch näher als der andere um ihn sein; und sucht nicht immer einer sich dem andern vorzudrengen, um die Hand des Freundes zu ergreifen, um an seiner Seite zu gehen oder zu sizen, um mit ihm zu reden, oder ihn zu umarmen?

Alle.

Ja!

Vater.

Hab' ich also wohl nicht recht, wenn ich sage: daß derjenige, der einen Andern liebet, ein Verlangen empfindet, immer näher mit ihm vereiniget oder verbunden zu sein?

Alle.

Ja!

Vater.

Und solte dies Verlangen wohl zuweilen so stark in uns werden, daß es ein Affekt genant zu werden verdiente? —

Wenn

Wenn z. E. jezt gleich jemand hereinträte und sagte: eure lieben Eltern wären da! und ich wolte dan doch noch fortfahren mit euch zu reden; würdet ihr wohl noch eben so aufmerksam, als jezt, auf das, was ich sagte, hören?

Diderich.

Nein, gewiß nicht!

Vater.

Und warum nicht?

Diderich.

Wir würden alle gern hinunterlaufen und bei unsern Eltern sein wollen.

Vater.

Ihr würdet also in Affekt gerathen; und in welchen?

Johannes.

In den Affekt der Liebe.

Vater.

Wenn uns nun jemand fragte, was das sei, der Affekt der Liebe? was wolten wir ihm antworten?

Johannes.

Wir wolten antworten: es wäre ein Verlangen, immer näher mit jemanden vereiniget zu werden.

Vater.

Gut gesagt! — Aber noch eins! Wenn wir jemand lieben, ist es uns denn wohl gleich viel, ob es ihm gut, oder schlim geht, ob er gesund oder krank, vergnügt oder mißvergnügt ist?

Nikolas.

Nein, das ist uns nicht gleich viel.

Vater.

Was wünschen wir denn?

Nikolas.

Daß es ihm recht wohl gehe.

Vater.

Also ist ja die Liebe noch mehr, als ein Verlangen mit jemanden näher vereiniget zu werden; und was ist sie noch mehr?

Johannes.

Sie ist auch ein Verlangen, daß es demjenigen, den wir lieben, wohl gehen möge.

Vater.

Wenn wir nun jemand so recht herzlich lieben und gern immer um ihn sein mögten; und er muß dan von uns weg oder wir von ihm: wie ist uns da zu Muthe?

Ferdinand.

Nicht gut!

Vater.

Da ihr z. E. zum ersten mahl eure lieben Eltern und euer Geschwister verlassen mustet, um hieher zu kommen; wie war euch da?

Gotlieb.

Da waren wir sehr betrübt.

Vater.

Worüber denn?

Gotlieb.

I darüber, daß unsere Eltern und unser Geschwister nicht mehr bei uns sein solten.

Vater.

Also über ihre Abwesenheit?

Gotlieb.

Ja!

Vater.

Und diese Betrübniß war doch auch wohl stark genug, um ein Affekt genant zu werden?

Nikolas.

O gewiß! Ich weinte ja den ganzen Abend.

Vater.

Nun wil ich euch sagen, wie man diesen Affekt, der im Grunde auch Liebe ist, zu nennen pflegt: man nent ihn den Affekt der Sehnsucht.

Johannes.

Der besteht also darin, daß man über die Abwesenheit eines Andern betrübt ist?

Vater.

Richtig! — Seht, hier hab' ich abermahls ein Bild, wobei ihr euch der beiden Affekte, von denen wir jezt gesprochen haben, wieder

erinnern kônt. — Diese Frau hier zur Rechten ist die Mutter eines Jünglings, der neulich auf einer Reise nach England Schifbruch litte. Die Nachricht von diesem Unglük hat sich bis hieher verbreitet: aber, ob der junge Mensch ertrunken oder gerettet sei? davon hat man nichts Gewisses erfahren können. In welchem Zustande nun die arme Mutter sei, kônt ihr denken. "O mein Sohn, mein Sohn! ruft sie einmahl über das Andre aus. Warum must' ich dich doch aus meinen Armen lassen? Kônt ich doch nur einmahl, nur einmahl noch dich an mein Herz drükken!„ So ruft sie ohn Unterlaß aus, weint, ringt die Hände und wil sich gar nicht trôsten lassen.

Gotlieb.

Ob der Sohn denn wirklich mag ertrunken sein?

Vater.

Sieh hier die Antwort auf deine Frage auf unserm Bilde! — Die Schwester des jungen

Menschen, die auch schon viele Tage hindurch über ihn geweint und gejammert hatte, wolte jezt eben in den Garten gehen, vermuthlich um an irgend einem einsamen Orte sich recht auszuweinen und zu beten, als sie plözlich beim Eintrit in den Garten — wen meint ihr? — ihren geliebten Bruder selbst erblikt. Seht, wie sie sich einander in die Arme stürzen! Wie sie sich umklammern, als wolten sie mit Liebkosungen einander erstikken! Nicht wahr, das ist ein rührendes Schauspiel? Ich wolte wir wären alle dabei gewesen.

Nikolas.

Wo war er denn auf einmahl hergekommen?

Vater.

Sein Schif war, wie gesagt, gescheitert, und zwar ohnweit der holländischen Küste. Er selbst hatte sich auf einem Brette gerettet, und war glüklich ans Land getrieben worden. Er vermuthete, daß das Gerücht von diesem

Unfalle bald zu seiner Mutter und zu seiner Schwester kommen würde, und eilte daher, so sehr er nur immer konte, zu ihnen zurük, um sie zu überzeugen, daß er noch lebe. Jezt eben war er hinter dem Garten abgestiegen, um sich die Freude zu machen, seine liebe Mutter und Schwester durch seine plözliche Erscheinung zu überraschen. Nun sagt mir doch, in welchem Affekte mögen diese beiden, Bruder und Schwester, jezt wohl sein?

Diderich.

Im Affekt der Liebe und der Freude!

Vater.

Wir wollen uns vornehmlich des erstern Affekts dabei errinnern, weil wir für den zweiten schon ein ander Bild aufgehangen haben. — Aber in welchem Affekt ist hier wohl die Mutter vorgestelt worden, die von der Ankunft ihres Sohns noch nichts zu wissen scheint?

Nikolas.

Im Affekt der Sehnsucht. — Aber was bedeuten denn die andern beiden Figuren, die da auf dem Bilde noch zu sehen sind?

Vater.

Das wil ich dir sagen, Nikolas. Diese da zur Rechten ist eine Freundin der betrübten Mutter. Sie ist gekommen, sie zu trösten; aber indem sie sie so leiden sieht, wird sie gleichfals so betrübt, daß sie wohl selbst Trost von Andern bedürfte.

Nikolas.

Worüber denn?

Vater.

Ueber das Unglük ihrer Freundin, der sie zu helfen wünscht, und der sie doch nicht helfen kan.

Johannes.

Die ist also wohl auch im Affekt?

Vater.

Allerdings, und zwar in einem sehr edlen Affekte.

Johannes.

Wie heißt denn der?

Vater.

Der Affekt des Mitleids, der darin besteht, daß man über das Unglük eines Andern betrübt ist.

Johannes.

Ah! das ist also schon der neunte Affekt, den wir kennen gelernt haben: aber was bedeutet denn der Man da im Garten?

Vater.

Das ist der Gärtner, der gleichfals im Affekt ist, aber wieder in einem andern, als die Uebrigen. Dieser hatte auch gehört, daß der Sohn des Hauses verunglükt sei, und er glaubte daher nicht, daß er ihn jemahls wieder sehen würde. Auf einmahl erblikt er ihn nun da in seinem Garten und ist darüber ganz ausser sich vor Verwunderung.

Diderich.

Wie heißt denn der Affekt, worin dieser ist?

Johannes.

I, das kan man ja wohl von selbst sehen! Der ist im Affekt der Bewunderung; nicht wahr, Vater?

Vater.

Hast's getroffen, Johannes; und vermuthlich brauch' ich dir nun auch wohl nicht erst zu sagen, was das für ein Affekt sei?

Johannes.

O das ist ja leicht zu begreifen! Wenn man sich verwundert über etwas, das man gar nicht erwartet hat.

Vater.

Also Freude über etwas Neues, oder über etwas Unerwartetes; nicht? *)

Jo-

*) Nach einer genauern Eintheilung, die für Kinder aber entbehrlich ist, könte man einen Unterschied zwischen den Affekten der Bewunderung, der Verwunderung und des Erstaunens anmerken, indem man das Wort Bewunderung zur Bezeichnung der Freude, Verwunderung zur Bezeichnung der Traurigkeit über etwas Unerwartetes und Erstaunen zur Bezeichnung des höchsten Grades von beiden machte.

Johannes.

Ja. — Mehr ist doch wohl auf diesem Bilde nicht zu lernen; sol ich nun vorsagen?

Nikolas.

O, ich habe so lange nichts gesagt!

Vater.

Wer von euch sich auf ein passendes Beispiel aus der Geschichte erinnert, der sol mir denjenigen Affekt vorsagen, wovon er das Beispiel erzählen wird.

Johannes.

O das ist schön! Ich habe schon eins.

Vater.

Von welchem Affekt?

Johannes.

Vom Affekt der Liebe.

Vater.

Nun, so erzähle uns erst.

Johannes.

In Syrakus regierte einmahl ein Tiran, mit Nahmen Dionisius. Zu eben der Zeit

lebten daselbst zwei Freunde, wovon der Eine Damon, der Andere Pithias hieß. Nun wolte einmahl der Tiran den Damon umbringen lassen und hatte ihn schon ins Gefängniß gesezt: aber Damon bat ihn, er mögte ihm doch erst erlauben, nach seinem Vaterlande zu reisen, um von seinen Freunden und Verwandten Abschied zu nehmen. Ja, sagte der Tiran, das wil ich wohl thun; aber es muß sich jemand finden, der so lange für dich im Gefängniß bleiben und für dich sterben wil, wenn du zu der bestimten Zeit nicht wieder zurükkomst. Da war nun gleich sein Freund Pithias bei der Hand, ließ sich freudig für ihn einsperren und Damon reisete ab. Der bestimte Tag, an welchem er wieder zurükkommen und hingerichtet werden solte, brach an, aber noch war kein Damon zu sehen oder zu hören. Da befahl der Tiran, daß man den Pithias zum Richtplaz führen solte. Dieser freuete sich, daß er für seinen lieben Damon sterben

solte und ging ruhig hin. Auf einmahl hörte man gewaltig schreien und sahe einen Man sich mitten durch das Volk nach dem Richtplaze durcharbeiten. Dieser war Damon selbst. Er fiel seinem Pithias um den Hals, und entschuldigte sich, daß es ihm unmöglich gewesen sei, eher wieder zurükzukommen: aber Pithias ward darüber traurig, weil er wünschte, daß er hätte mögen ausgeblieben sein. Da bewunderte der Tiran die edle Freundschaft dieser beiden Männer, schenkte ihnen beiden das Leben, und bat sich nur dieses von ihnen aus, daß sie ihn in ihr Freundschaftsbündniß mit einschließen mögten.

Vater.

Das ist ja ein doppeltes Beispiel; erstlich vom Affekt der Liebe, und dan vom Affekt der —

Nikolas.

Der Bewunderung.

Vater.

Richtig. Denn in dem Affekt der Bewunderung war der Tiran und vermuthlich Alle, die zugegen waren.

Diderich.

Die Zuschauer waren wohl auch vorher, ehe Damon zurükkam, im Affekt des Mitleids, wegen des armen Pithias, der unschuldiger Weise sterben solte?

Vater.

Ohnstreitig waren sie das; also brauchen wir auch davon kein ander Beispiel anzuführen.

Nikolas.

O sol ich nun erst ein Exempel von Sehnsucht erzählen?

Vater.

Nur zu! wir wollen hören.

Nikolas.

Als der Arthemisia, die eine Königin in Karien war, ihr Man Mausolus gestorben war, da war sie ganz untröstlich über seinen

Tod. Sie baute ihm ein prächtiges Denkmahl, welches Mausoleum genant wurde; und da sie den Leib ihres Mannes hatte verbrennen lassen, so schüttete sie alle Tage ein wenig von der Asche desselben in ihr Getränk und trank sie mit hinunter.

Vater.

Gut! Die war also gewiß im Affekt der Sehnsucht. — Nun, Johannes sagt mir also den Affekt der Liebe und der Bewunderung, Diderich den Affekt des Mitleids und du, Nikolas, den Affekt der Sehnsucht vor; aber jeder in der Ordnung, wie wir sie heute haben kennen gelernt.

Johannes.

Ich fange also an! Der Affekt der Liebe besteht in einem Verlangen, immer näher mit jemand vereiniget zu werden und zugleich in einem Verlangen, daß es dem, den man liebt, immer recht wohl gehen möge.

Nikolas.

Nun komm' ich! — Der Affekt der Sehnsucht besteht in einer Traurigkeit über die Abwesenheit eines Andern.

Diderich.

Nun ich! — Der Affekt des Mitleids ist Traurigkeit über das Unglük eines Andern.

Johannes.

Und nun ich wieder! — Der Affekt der Bewunderung ist Freude über etwas Neues oder über etwas Unerwartetes.

Vater.

Das ging ja rasch! Ich habe kaum so geschwind schreiben können. — Jezt folgt mir in den Garten.

Zwölftes Gespräch.

Ferdinand.

Vater sieht ja heute so traurig aus!

Vater.

Auch bin ich's wirlich.

Ferdinand.

Warum denn?

Vater.

Weil ich euch heute etwas Trauriges zu sagen habe.

Alle.

Etwas Trauriges?

Vater.

Ja, etwas sehr Trauriges.

Ferdinand.

I, was denn?

Vater.

Kan man umhin traurig zu sein, wenn man von seinen Brüdern etwas Böses sagen muß?

Mathias.

Hat Vater denn noch Brüder?

Vater.

Ich habe ihrer, wie Sand am Meer.

Alle.

Ah!

Vater.

Stammen nicht alle Menschen von einem Vater her? Haben nicht Alle einen und eben denselben Gott zum Schöpfer und Erhalter? Sind also nicht alle Menschen wirklich leibliche Brüder und müssen wir also nicht traurig sein, wenn wir einige von ihnen auf Irwegen sehen, die zum Verderben führen?

Johannes.

Was ist denn vorgefallen?

Vater.

Etwas Neues nun wohl eben nicht; aber desto schlimmer, daß das Unglük, wovon ich heute zu euch reden muß, schon so alt ist, als die Welt, und daß man ihm noch immer nicht ganz abgeholfen hat.

Jo-

Johannes.

Nu, was ist es denn?

Vater.

Bereitet euch, etwas sehr bejammernswürdiges zu hören. — Einige unserer Brüder, lieben Kinder, sind krank, sehr krank —

Diderich.

O das ist ja so ein großes Unglük eben nicht! Sie werden wohl wieder besser werden, oder sterben.

Vater.

Von der Krankheit, die ich meine, geneset man nicht so leicht; selbst der Tod kan sie nicht endigen. Ist man nicht schon vor seinem Tode davon genesen: so — zittert, Kinder! — so nimt man sie mit ins ewige Leben!

Nikolas.

Das muß ja eine erschreckliche Krankheit sein!

Vater.

Das ist sie; und um euch nicht länger in Ungewißheit zu lassen: so wisset, Kinder,

daß ich nicht von Krankheiten des Leibes, sondern von etwas viel Schlimmern, von Krankheiten unserer unsterblichen Sele rede.

Gotlieb.

Kan denn die Sele auch wohl krank werden?

Vater.

Leider kan sie das, und leider ist manche Sele wirklich recht gefährlich krank. Gebt Acht, ich wil sehen, ob ich euch das verständlich machen kan. Sagt mir zuerst, wan ist wohl unser Leib recht gesund?

Diderich.

Wenn uns nichts weh thut, und wenn wir alle unsere Geschäfte gut verrichten können.

Vater.

Und wan sagen wir, daß unser Leib krank sei?

Diderich.

Wenn wir Schmerzen fühlen, und unsere Geschäfte nicht gut verrichten können.

Vater.

Vater.

Wenn's nun der Sele eines Menschen eben so geht, wenn sie Schmerz oder Mißvergnügen empfindet, und wenn sie gar nicht im Stande ist, etwas Gutes zu denken und zu thun: was muß sie dan wohl sein, gesund oder krank?

Alle.

Krank!

Vater.

Nun, solcher Selenkrankheiten wil ich heute euch einige beschreiben, damit ihr euch davor in Acht nehmen möget. — Erstlich giebt es eine, und zwar eine sehr häßliche, die man den Haß, oder den Affekt des Hasses nent.

Johannes.

Fi!

Vater.

Ja wohl, fi! Denn Schande für die Menschheit, daß es jemahls menschliche Selen gab, die mit dieser häßlichen Krankheit behaftet waren. Wißt ihr, worin sie besteht?

Alle.

Nein!

Vater.

Gebe Gott, daß ihr sie aus eurer eigenen Erfahrung niemahls möget kennen lernen! Stelt euch vor, sie besteht darin, daß man denjenigen, den man hasset, alles Böse gönt und sich freuet, wenn ihm etwas Böses widerfährt!

Alle.

Fi! das ist ja abscheulich!

Vater.

Wie ich auch vorher sagte. — Was meinet ihr nun wohl, kan eine Sele, die so gegen irgend einen Menschen gesint ist, wohl mit sich selbst zufrieden sein?

Johannes.

Nein, gewiß nicht!

Vater.

Oder kan sie sich wohl einbilden, daß Gott, der gütige liebevolle Gott, mit ihr zufrieden sei?

Diderich.

Wie könte sie das?

Vater.

Vater.

Kan also eine solche Sele wohl einer wahren und dauerhaften Glükseligkeit genießen?

Diderich.

Nein!

Johannes.

Wer glüklich ist, der muß ja nothwendig mit sich selbst zufrieden sein und er muß wissen, daß der liebe Gott auch mit ihm zufrieden ist.

Vater.

Richtig. Also kan der, der einen andern hasset, ohnmöglich glüklich sein. Unzufrieden über den, den er hasset, unzufrieden mit sich selbst, brütet seine Sele nur lauter schwarze, abscheuliche Gedanken aus, die ihn selbst am meisten quälen und ihn hindern, etwas Gutes zu denken, zu reden oder zu thun. Verdient eine solche Sele nun wohl nicht, daß wir sie krank nennen?

Alle.

Ja gewiß!

Vater.

So wie nun aber derjenige, dessen Leib krank ist, gemeiniglich mehr, als eine Art von Krankheit zu gleicher Zeit empfindet. — Z. E. Kopfweh, Seitenschmerz, Stiche in der Brust, Krämpfe im Magen u. s. w. — so pflegt auch diese Selenkrankheit selten allein zu kommen, sondern vielmehr andere eben so abscheuliche Krankheiten mit sich zu führen. Eine davon — deren bloßen Nahmen ich ohne Abscheu nicht aussprechen kan — wird der Neid, oder der Affekt des Neides genant.

Gotlieb.

Ah! das ist die Krankheit, die Josephs Brüder hatten!

Vater.

Ganz recht; sie waren mißvergnügt oder traurig darüber, daß es ihrem Bruder wohl ging, daß der Vater Jakob ihn so vorzüglich liebte und ihm einen bunten Rok machen ließ.

Und darin besteht eben der Neid. Sie waren aber auch zugleich im Affekt des Hasses; denn sie gönten ihrem armen unschuldigen Bruder alles Unglük und würden sich gefreut haben, wenn's ihm recht schlim gegangen wäre.

Johannes.

Hatten die denn noch nichts von Gott gehört?

Vater.

Du hast Recht so zu fragen; denn wirklich ist es unbegreiflich, wie derjenige, der den lieben Gott auch nur erst ein Bischen hat kennen gelernt, so abscheulich gesint sein könne! Und doch war das hier der Fal. Denn Jakob, der selbst ein frommer Man war, wird vermuthlich nicht unterlassen haben, seine Kinder frühzeitig mit dem lieben Gott bekant zu machen; aber ohne Zweifel hatten sie auf diesen Unterricht nicht recht geachtet, hatten nicht oft genug darüber nachgedacht, hatten ihn in den Wind geschlagen. Ein fürchterliches Beispiel, was

aus Kindern werden könne, wenn sie erst anfangen, sich dem Leichtsin zu ergeben, und bei dem Unterricht und den Ermahnungen ihrer Eltern oder Lehrer flatterhaft zu sein! O präget dieses schrekliche Beispiel tief in eure Selen ein und zittert vor der Wahrheit, daß auch guter, frommer Eltern Kinder gotlos werden können, wenn sie den Ermahnungen verständiger Leute nicht in allen Stükken folgsam sind!

Nikolas.

Giebt's denn noch mehr solcher häßlichen Krankheiten?

Vater.

Leider! — Es giebt noch eine andere, und zwar auch eine recht fürchterliche, die man den Zorn nent.

Nikolas. (schaudernd.)

Hu!

Vater.

Dich schaudert; mich auch! Denkt nur, was das wieder für ein abscheulicher Affekt ist!

Er besteht in einer heftigen Begierde, einem Andern, von dem wir glauben, daß er uns beleidiget habe, etwas Leides zuzufügen.

Johannes.

O von der Krankheit haben wir auch schon gehört in der Geschichte!

Vater.

Bei welcher Gelegenheit?

Johannes.

Da Alexander auf seinen Freund Klitus zornig ward, und ihn selbst todt stach.

Gotlieb.

Ja, und auch schon vorher, da Kain seinen Bruder Abel todt schlug.

Vater.

Gut, daß ihr euch daran erinnert; nun brauche ich euch nicht erst zu sagen, was das für eine wüthende Krankheit sei, und zu welchen schreklichen Dingen sie die Menschen ver-

leiten kan. Ein Zorniger ist ein Rasender; ist sich seiner gar nicht recht bewust, und handelt daher, wie ein tolles Thier. Man solt' ihn eben so, wie die Wahnsinnigen, einsperren, um zu verhüten, daß er keinen Schaden anrichte.

Gotlieb.

Geschieht denn das nicht?

Vater.

Zuweilen wohl; aber da der Zorn eine plözlich aufsteigende Wuth ist, die man nicht vorher sehen kan, so ist der Schade gemeiniglich schon geschehen, ehe die Obrigkeit etwas davon erfährt; und dan bleibt ihr nichts mehr übrig, als den Zornigen, Andern zum abschrekkenden Beispiel, zu strafen.

Ferdinand.

Aber die armen Leute können ja wohl nicht davor, daß ihre Sele so krank ist?

Vater.

Wenn das wäre, so würd' es ungerecht sein, sie zu bestrafen: aber leider! können sie nur

zu

zu sehr davor. Sol ich euch erzählen, wie sich diese Krankheit anfängt?

Alle.

O ja! damit wir uns davor hüten können!

Vater.

Gemeiniglich wird der Grund dazu schon in der frühsten Kindheit gelegt. Da giebt es einfältige Leute, die den kleinen Kindern immer ihren Willen lassen. Wollen sie etwas haben, gleich geben sie es ihnen; wollen sie etwas nicht gern haben oder nicht gern thun, gleich unterbleibt es. Dadurch verwöhnt, fangen denn die Kinder zuerst an, eigensinnig zu werden, das heißt, sie verlangen, daß immer das geschehe, was sie wünschen, und daß dasjenige nicht geschehe, was ihnen zu wider ist. Nun sind sie schon unerträgliche kleine Geschöpfe. Bald ist ihnen dies, bald jenes nicht recht; bald hat ihnen der, bald jener etwas nicht nach ihrem Kopfe gemacht. Da giebt es denn ein ewiges

Zanken,

Zanken, ein ewiges Schreien und Weinen. Wird nun der Knabe oder das Mädchen etwas grösser und fühlt es schon einige Kräfte: so fängt es nach und nach an, alle andere Kinder durch Gewalt zwingen zu wollen, dasjenige zu thun, was ihm gefält und dasjenige zu unterlassen, was ihm nicht gefällt. Dan geht es wohl gar so weit, diejenigen, auf die es böse wird, zu schimpfen, zu stoßen, zu schlagen, oder nach ihnen zu werfen. Ihr könt denken, daß das ein abscheuliches Schauspiel für jeden vernünftigen Menschen sein müsse, der dabei zugegen ist; und daß diese nicht unterlassen werden, einem solchen wüthenden Kinde Ermahnungen zu geben. Wolt' es nun diesen Ermahnungen folgen; wolt' es nur sich ein wenig Gewalt an thun, und dabei oft Gott um seinen allesvermögenden Beistand zur Besserung recht herzlich bitten: so würd' es ihm dan noch leicht sein, sich von diesem häßlichen Fehler zu bessern. Denn, wie ihr

wißt,

wißt, so lange die Sele noch jung ist, kan sie jede Tugend annehmen, und jedes Laster sich wieder abgewöhnen. Aber wehe dem, der damit zaudert! Denn je älter wir werden, desto schwerer fält es uns, dasjenige wieder abzulegen, was uns schon zur Gewohnheit geworden ist. So geht es nun einigen solcher Kinder. Sie versäumen die rechte Zeit zur Besserung und bessern sich daher nie. Ihr Zorn wird immer stärker und unwiderstehlicher; bis sie endlich gar so weit kommen, als Kain und Alexander, die Freund und Bruder tödten konten. — O Kinder! Kinder! Gott der Allmächtige bewahre doch ja eure junge Selen, daß sie sich nie dem Unwillen oder Zorn über einen ihrer Brüder öfnen! — Seht hier ein Paar abschrekkende Beispiele solcher Unglüklichen im Bilde, welches wir zu unserer täglichen Warnung aufhängen wollen!

Hier ist erstlich vorgestelt ein fleissiger, artiger und liebenswürdiger Knabe, der sein

größtes Vergnügen darin findet, alle Tage klüger, verständiger und besser zu werden. Er ist aufmerksam in den Lehrstunden, freundlich und gefällig gegen seine Gespielen, hält auf Ordnung und Reinlichkeit in allen seinen Sachen, und ist gehorsam seinen Eltern und Lehrern in allen Dingen. Was Wunder, daß er von Allen geliebt wird? Der Zweite, der da neben ihm steht, ist grade das Gegentheil von ihm, träge, unachtsam, unfreundlich, unordentlich, und unfolgsam: Was Wunder, daß ihn keiner leiden mag? Gleichwohl mögt' er es gern eben so gut haben, als jener; und weil ihm das nun nicht gelingt, so fängt er an, diesen seinen liebenswürdigen Mitschüler zu hassen, als wenn er die Ursache seines Unglüks wäre. Aber er hasset ihn nicht allein, sondern ist auch neidisch über ihn, das heißt, er betrübt sich über jedes Gute, welches jener an sich hat, oder thut. Seht, wie Haß und Neid ihm auf dem Gesichte zu lesen sind, indem

dem er da steht und sich ärgert, daß der gute Knabe wieder so fleissig ist, und daß er deswegen wieder Liebkosungen von dem Lehrer erhalten wird. Pfui, ein häßliches Bild! Wir wollen unsere Augen nur geschwind davon abkehren.

Gotlieb.

O das ist auch wohl nicht wahr, daß es so einen abscheulichen Knaben giebt; das hat der Kupferstecher wohl nur so erdacht?

Vater.

Ich mögt' es selbst glauben, Gotlieb; wenigstens hoffe ich, daß es solcher Ungeheuer nur selten gegeben hat. — Nun laßt uns doch auch die zweite Hälfte unsers Bildes ansehen!

Gotlieb.

Fi! da ist ja wieder eben so was garstiges auf zu sehen!

Vater.

Wolte der Himmel, auch dies wäre nur eine Erdichtung! — Seht da, einen wüthen-

den Knaben, den der Zorn wahnsinnig gemacht hat! Er glaubt von dem andern Knaben, ich weiß nicht worin? beleidiget zu sein. Deswegen brent er vor Begierde, ihm Leides zuzufügen; er ergreift einen Stein, und ohne zu bedenken, daß er den Andern damit tödten oder wenigstens um die Gesundheit bringen könne, wirft er damit nach ihm. — Unglüklicher junger Mensch, wie wird es dir gehen, wenn du nicht bald anfängst, die gefährliche Krankheit deiner Sele kennen zu lernen und ihr abzuhelfen? Du wirst ein Wüterich werden, den weder Gott noch Menschen lieben können, den Gott und Menschen werden strafen müssen, um dich durch schmerzhafte Leiden zur Erkenntniß deiner bösen Gemüthsart und zur Besserung zu bewegen. — Weg mit dem scheußlichen Anblik!

Johannes.

Wollen wir diese häßlichen Affekte auch aufschreiben?

Vater.

Vater.

Ja, Johannes; wir wollen sie aufschreiben, um uns täglich mit Abscheu zu erinnern, daß es solche gefährliche Selenkrankheiten giebt, vor denen wir uns hüten müssen. Sage mir vor!

Johannes.

Der Affekt des Hasses besteht darin, daß man einem Andern Böses gönt und sich freuet, wenn ihm Böses widerfährt.

Vater.

Ich' hab's.

Johannes.

Der Affekt des Neides bestehet darin, daß man sich betrübt über das Gute, welches einem Andern widerfährt.

Vater.

Und endlich?

Johannes.

Der Affekt des Zorns, welcher eine Begierde ist, einem Andern, von dem man

beleidiget zu sein glaubt, etwas zu Leide zu thun.

Vater.

Und nun kein Wort mehr davon! — Komt, wir wollen ausgehen, um in Geselschaft guter Menschen zu vergessen, daß es jemahls Menschen gab, welche durch thierische Leidenschaften sich dieses schönen Namens unwerth machten!

Dreizehntes Gespräch.

Ferdinand.

Werden wir heute noch mehr von so häßlichen Selenkrankheiten hören?

Vater.

Leider sind es die noch nicht alle, die ihr gestern gehört habt!

Jo-

Johannes.

Ich wolte, daß das Kapitel erst vorbei wäre!

Vater.

Ich auch, Johannes! — Sol ich die andern etwa übergehen?

Johannes.

O nein! Wir müssen sie ja doch kennen, um uns davor in acht zu nehmen.

Vater.

Nun, wohl! Ich wil's so kurz, als möglich zu machen suchen. — Hier hab' ich wieder ein Bild; seht es an, und dan möget ihr selbst errathen, an welcher Leidenschaft die Sele des Mannes, der hier vorgestelt ist, krank lieget.

Mathias.

Der gräbt ja ein Loch in die Erde!

Gotlieb.

Da hat er ja auch einen Kasten neben sich stehen; was mag er denn darinn haben?

Vater.

In dem Kasten hat er Geld; und das wil er hier in die Erde graben.

Gotlieb.

In die Erde? I, warum denn das?

Vater.

Weil er keine Lust hat, es zu etwas Gutem anzuwenden, und weil er ohne Ursache besorgt ist, daß es ihm mögte genommen werden.

Johannes.

Ah! ich weiß schon, was der für einen Affekt hat.

Vater.

Und was denn für einen?

Johannes.

Den Affekt des Geizes.

Gotlieb.

Fi! ein Geizhals!

Vater.

Ja, Kinder; es ist ein Geiziger, den ihr da sehet. — Aber woran erkantest du ihn denn, Johannes?

Johannes.

I, daran, daß er das Geld so lieb hat!

Vater.

Er hat also eine Begierde, Reichthümer zu erwerben. — Ist denn das nicht recht, wenn man sich etwas zu erwerben, und das, was man erworben hat, hübsch zu Rathe zu halten sucht? Ich meine, das thäten die Sparsamen auch, und die Sparsamkeit ist doch gewiß nichts Böses?

Johannes.

Ja, aber — man muß doch nicht gar zu gierig nach dem Gelde sein.

Vater.

Du meinst also der Unterschied zwischen dem Geizigen und dem Sparsamen bestehe blos

darin, daß jener eine gar zu große, dieser eine mäßige Begierde habe, sich etwas zu erwerben?

Johannes.

Ja!

Vater.

Hast nicht Unrecht; aber ich glaube doch, es giebt noch einen andern Unterscheid zwischen beiden, der noch sichtbarer ist, als dieser. — Wozu wünscht sich denn wohl der Geizige das Geld? Etwa dazu, um es zu seinem und zu anderer Menschen Besten anzuwenden?

Johannes.

Der da gewiß nicht! Er gräbt's ja in die Erde.

Vater.

Also blos dazu, um es zu haben, um es zu verwahren, ohne irgend einen guten Gebrauch davon zu machen. — Wozu bemüht sich aber der Sparsame etwas zu erwerben?

Diderich.

Um es zu gebrauchen.

Vater.

Und wozu?

Diderich.

Zu seinem und zu Anderer Besten.

Vater.

Richtig! Seht da ein Beispiel an der Frau des Geizigen! Diese ist auch bemüht, durch Arbeit und Sparsamkeit etwas zu erwerben. Aber wozu? Etwan, um es auch zu vergraben? Nein! Seht da auf unserm Bilde den Gebrauch, den sie von ihrem Ueberflusse zu machen sucht; sie hilft damit den Armen.

Gotlieb.

Das ist noch eine gute Frau!

Johannes.

Schade, daß sie so einen Geizhals zum Manne hat!

Vater.

Könt ihr mir nun sagen, was der Geiz eigentlich sei? Ich wil's gleich aufschreiben. Johannes!

Johannes.

Der Geiz ist eine Begierde nach Reichthümern, nicht um sie gut anzuwenden, sondern blos um sie zu verwahren.

Vater.

Gut! — Hier ist ein ander Bild; seht her, was darauf vorgestelt wird!

Ferdinand.

Ach! ein galanter Herr, der einem Armen etwas giebt!

Mathias.

Warum steht er denn so steif, und sieht sich so um?

Gotlieb.

Und warum mag er wohl die Hand so hoch halten?

Vater.

Vater.

Alles aus einer einzigen Ursache, die ihr wohl schwerlich errathen werdet?

Gotlieb.

Ja! wer kan das wissen?

Vater.

Nun ich wil's euch sagen: die Sele dieses Mannes ist gleichfals krank, lieben Kinder!

Johannes.

Woran denn?

Vater.

Auch an einer schlimmen Leidenschaft, die den Menschen, der damit behaftet ist, sehr elend macht. Man nent sie den Ehrgeiz, oder die Ruhmsucht.

Johannes.

Ha! ha! nun weiß ich schon, warum er die Hand so hält, und warum er sich so umsieht!

Vater.

Nun?

Johannes.

Er wil, daß die Leute sehen sollen, wie viel Geld er dem armen Manne giebt; und deswegen sieht er sich um, ob auch wohl einer da ist, der's bemerkt.

Vater.

Getroffen! Seht ihr nun wohl, worin die Krankheit dieses Mannes besteht? Er thut alles, was er vornimt, nicht etwa deswegen, weil es gut, weil es edel ist, weil es Gott gefält, sondern blos und allein deswegen, um dafür gelobt zu werden.

Gotlieb.

Das ist ja dum! Was hat er denn davon, wenn ihn die Leute loben?

Vater.

Hast Recht, Gotlieb; das Lob und der Tadel der Menschen machen uns nicht um ein Haar breit besser oder schlimmer, als wir vorher waren; und also solte man darum eigentlich gar

nichts

nichts thun. Durch Rechtthun und durch Geschiklichkeiten sich die Liebe seiner Nebenmenschen zu erwerben: ja, das ist eine andere Sache; das kan uns wirklich glüklicher machen. Denn wenn uns viel Menschen lieben, so suchen auch viel Menschen uns Freude zu machen und unsre Wohlfahrt auf alle Weise zu befördern. Da haben wir es also wirklich gut. Aber das bloße Lob und der bloße Tadel verfliegen in der Luft, wie die Worte, wodurch sie ausgedrükt wurden. Ist es also nicht thörigt, um so einer Seifenblase willen etwas zu thun?

Gotlieb.

Ja, das ist wahr!

Vater.

Ueberdem hört ja auch das Gute auf, etwas Gutes zu sein, wenn man es blos deswegen thut, um sich groß damit zu machen vor den Leuten und sich dafür loben zu lassen. — Oder

kan

kan man wohl sagen, der Man da auf unserm Bilde habe dem Armen aus Mitleid, oder um Gottes Willen etwas gegeben?

Johannes.

Nein; er thuts ja blos, um sich sehen zu lassen!

Vater.

Also ist das, was er thut, auch keine tugendhafte Handlung zu nennen.

Johannes.

Nein!

Vater.

Hierzu komt noch dies, daß der Ehrgeiz die armen Leute, die davon angestekt sind, unaussprechlich elend macht. Denn da sie ihre ganze Glükseeligkeit darin sezen, von Andern gelobt zu werden: so widerfährt ihnen alle Augenblikke etwas, welches sie misvergnügt macht. Bald haben die Leute gar nicht bemerkt, daß sie etwas Lobenswürdiges thaten, und schweigen also ganz stil davon; bald gaben sie ihnen nicht

nicht Lobes genug und bald finden sich gar einige, die ihr Betragen tadeln. Da ist denn ein solcher ehrgeiziger Mensch immer unzufrieden mit den Menschen, mit seinem Schiksale und mit sich selbst, und wenn er übrigens auch noch so viel Ursachen hätte, recht vergnügt und glüklich zu sein. — Sind das also nicht auch recht beklagenswürdige Leute, die sich so vom Ehrgeiz leiten lassen?

Alle.

Ja, gewiß!

Vater.

Ich hab' euch versprochen, mich bei diesen Selenkrankheiten nicht lange aufzuhalten: also weg auch mit diesem Bilde! Hier ist noch ein drittes!

Nikolas.

Ah! was ist denn das? Der schlägt sich ja wohl selbst vor den Kopf?

Vater.

Vater.

Ich wil euch die Geschichte dieses jungen Menschen erzählen: dan möget ihr abermals selbst errathen, was seiner Sele wohl eigentlich fehlen mag.

Gotlieb.

O ja!

Vater.

Da dieser Jüngling noch ein Knabe und in seinem väterlichen Hause war: da sagten ihm sein Vater und seine Lehrer oft, daß er sich ja bemühen müste, recht viel zu lernen, weil man künftig einmahl, wenn er erst unter fremde Leute käme, viel von ihm fodern würde. Aber — ich weiß nicht wie es kam — er hatte gar keine Lust etwas zu lernen.

Nikolas.

Keine Lust? Hm!

Vater.

In den Lehrstunden lernte er daher nur wenig und ausser denselben bracht' er seine meiste Zeit mit Herumlaufen und mit Spielen zu.

Jo,

Johannes.

Das ist was Schönes!

Vater.

Er wolte ein Kaufman werden, und die Zeit war jezt da, ihn in die Lehre zu thun. Der Kaufman, zu dem er geschikt wurde, meinte es recht gut mit ihm; er wolte ihn gleich auf sein Comtoir nehmen, damit er in solchen Dingen geübt würde, die zu einem geschikten Kaufman erfodert werden. Dabei sezt' er nun aber freilich voraus, daß er im Rechnen und Schreiben, in den französischen und englischen Sprachen sich die einem jungen Kaufmanne nöthige Geschiklichkeit schon zu Hause erworben habe. Er hieß ihn also zur Probe einen französischen Brief an einen Kaufman in Marseille schreiben und eine Rechnung für ihn ausziehen: und ließ ihn allein. Da saß nun der arme Schelm und biß sich die Nägel ab, weil er nicht wuste,

wie

wie er das anfangen solte. Es war ihm unmöglich, sowohl das eine, als auch das andere zu Stande zu bringen, und er gerieth daher in die äusserste Verlegenheit. Da dacht' er zurük an seine verschwendeten Jugendjahre und seufzte laut: "ach! was bin ich doch für ein unverständiger Mensch gewesen, daß ich die Gelegenheit, etwas zu lernen, nicht besser genüzt habe! Was sol nun aus mir werden?" Indem er dieses sagte, schlug er sich mit der Hand vor die Stirn, als wenn er sich dafür bestrafen wolte, daß er nicht fleissiger gewesen wäre. Und in dieser Stellung ist er hier abgebildet worden. Nun sagt mir, in welchem Affekt mag jezt wohl seine Sele sein?

Nikolas.

Im Affekt der Traurigkeit.

Vater.

Und worüber empfindet er denn eigentlich diese Traurigkeit?

Niko-

Nikolas.

I, darüber, daß er so faul gewesen ist.

Vater.

Also darüber, daß er etwas nicht recht gemacht hat?

Nikolas.

Ja!

Vater.

Nun wolt ihr wissen, wie man eine solche Traurigkeit über etwas, das man nicht gut gemacht hat, zu nennen pflegt? — Den Affekt der Reue.

Diderich.

O der Affekt ist doch nicht so häßlich, als die vorigen!

Vater.

Es ist eine sehr heilsame Gemüthsbewegung für den, der einmahl etwas unrecht gethan hat: und doch wäre sehr zu wünschen, daß alle Menschen auf immer frei davon blieben.

Johannes.

Ja, weil man erst was Böses gethan haben muß, ehe man Reue empfinden kan!

Vater.

Richtig! Möget ihr doch also auch diesen Affekt nie anders, als aus diesem Bilde kennen lernen!

Gotlieb.

O wir wollen uns wohl in acht nehmen!

Mathias.

Wie ist es denn dem jungen Menschen nachher gegangen?

Vater.

Da sein Herr zurük kam, fand er, daß er gar nichts von dem gemacht habe, was er ihm aufgegeben hatte, und hörte zu seiner Verwunderung, daß er von alle dem noch nichts verstünde. Was solt' er nun mit ihm machen? Auf dem Comtoir kont' er ihn unmöglich brauchen, und andere Geschäfte hatt' er nicht für ihn. Da sagt' er also zu ihm, er mögte

so

so gut sein und wieder hingehen, wo er hergekommen wäre, um erst was zu lernen, ehe er ein Kaufman werden wolte. So must' er also sein Bündel schnüren, und wieder nach Hause reisen.

Johannes.

Das wird ein schöner Anblik für seine Eltern gewesen sein, da er so wieder ankam!

Vater.

Das könt ihr denken! — Und was solten sie nun mit ihm machen? Sie musten ihn wieder in die Schule schikken und zwar, weil er noch so sehr unwissend war, in die Schule der allerkleinsten Kinder. Seht da, auf diesem Bilde ist er vorgestelt, wie er nun zum ersten mahle wieder zur Schule geht!

Ferdinand.

Was machen denn die andern beiden Knaben da?

Vater.

Die wundern sich, den jungen Kaufman auf einmal wieder in einen Schulknaben ver-

wandelt zu sehen. "Sieh! sieh! sagt der Eine zum Andern, indem er mit dem Finger auf ihn zeigt, ist das nicht der, der vor vierzehn Tagen nach Hamburg reisete und ein Kaufman werden wolte?„ "Ja, ja, antwortet der Andere, das ist er, das ist er! der muß sich wohl schön aufgeführt haben, daß er so bald wieder zurükkömt!„ Der junge Mensch hörte dieses verächtliche Urtheil über sich, und es war ihm dabei zu Muthe, als wenn ihm einer einen Stich ins Herz gäbe. Seht, wie er die Augen niederschlägt! Wie er sein Gesicht weg wendet, als wenn er einen Ort suchte, wo er sich vor den Augen der Menschen verbergen könte. In welchem Affekt glaubt ihr nun, daß jezt seine Sele sei?

Johannes.

Er schämt sich.

Vater.

Errathen! Im Affekt der Scham ist seine Sele. Was heißt das nun wohl mit andern Worten?

Johannes.

Er ist betrübt darüber, daß er ausgelacht wird.

Vater.

Oder, daß er sich verachtet sieht. — Auch dies ist, wie ihr denken könt, keine süße Empfindung. Ja, wenn ihm sein Herz sagte, daß er nicht verdiene, von Andern verachtet zu werden: dan mögten die Leute sprechen, was sie wolten; das würd' ihn nicht bekümmern. Aber zu fühlen, daß man die Verachtung anderer Menschen verdient habe: das schmerzt! Das greift ans Herz! — Also auch davor hütet euch, daß ihr nie etwas thut, was euch mit Recht verächtlich machen kan. Habt ihr euch davor immer sorgfältig in acht genommen und fält es demohngeachtet einmahl einem ein, euch etwas Böses nachzusagen: seid unbesorgt, kein braver Mensch wird die Verläumdung glauben, und in kurzer Zeit wird den Verläumder selbst alle die Schande treffen,

die er euch unverdienter Weise zu bereiten suchte. —

Nun, diesmahl solt ihr mir der Reihe nach vorsagen. Diderich macht den Anfang.

Diderich.

Wir haben heute zuerst kennen gelernt den Affekt des Geizes.

Vater.

Und worin bestand denn diese Leidenschaft?

Diderich.

Darin, daß man eine Begierde nach Reichthümern hat, nicht um sie auf eine nüzliche Weise zu brauchen, sondern blos um sie zu haben.

Vater.

Gut! — Nun, Johannes, weiter!

Johannes.

Es folgt der Affekt des Ehrgeizes, der in einer Begierde nach Lobe besteht.

Vater.

Auch gut! — Nikolas!

Nikolas.

Dan komt der Affekt der Reue.

Vater.

Und was ist denn der?

Nikolas.

Eine Betrübniß darüber, daß man etwas schlecht gemacht hat.

Gotlieb.

Nun ich! nicht wahr, Vater?

Vater.

Ja! — Nur zu!

Gotlieb.

Der Affekt der Scham ist auch eine Betrübniß und zwar darüber, daß man von andern Leuten verachtet wird.

Vater.

Wohl! — Freuet euch, Kinder, nun sind wir vors erste mit den häßlichen Selenkrankheiten fertig. Morgen können wir nun wieder von etwas Angenehmeren reden.

Vierzehntes Gespräch.

Mathias.

Heute sieht ja Vater einmahl wieder recht vergnügt aus!

Vater.

Wie könt' ich anders, da ich eben an etwas sehr freudenreiches gedacht habe?

Mathias.

Woran denn?

Vater.

Wenn ich wüste, daß es euch eben so viel Freude machen würde, so wolt' ich jezt wohl mit euch davon sprechen.

Alle.

O ja! o ja, lieber Vater!

Vater.

Nun, so wisset denn, Kinder, daß ich jezt eben an meinen und an euren Tod dachte, der vielleicht bald erfolgen dürfte.

Johannes.

Bald?

Vater.

Ja, wer weiß! Ich dachte nemlich: da deine Tante, die kurz vorher noch so frisch und gesund aussahe, neulich so plözlich gestorben ist, so könte uns das wohl auch begegnen. Ich stelte mir also recht lebhaft vor, daß vielleicht in einigen Wochen, oder in einigen Tagen, mein oder euer todter Leib im Sarge liegen, dan in die Erde gegraben und von Würmern wird gefressen werden.

Diderich.

Das ist ja aber nichts Angenehmes?

Vater.

Dies nun freilich nicht; es ist weder etwas Angenehmes, noch etwas Unangenehmes, weil der todte Leib gar nichts davon weiß, gar nichts davon fühlt, was mit ihm vorgenommen wird. Aber was darauf folgt, was uns selbst, — ich meine unsrer Sele — dabei widerfährt, das ist etwas Angenehmes, und daran hatt' ich eben jezt gedacht.

Gotlieb.

Was widerfährt denn alsdan unserer Sele?

Vater.

Was ihr widerfährt? Das, was der Raupe widerfährt, wenn sie die unförmlichere Hülle abstreift und als Schmetterling davon fliegt! Glaubt ihr nicht, daß der Schmetterling sich darüber freue, wenn er auf einmahl sich so leicht fühlt, auf einmahl sich in ein viel hübscheres, viel muntreres Wesen verwandelt sieht und nun über tausend schönen Blumen herumflattern und aus ihren Kelchen süßen Honig trinken kan, da er vorher träge und langsam auf einem einzigen Blatte kroch, um es zu benagen! Und glaubt ihr nicht, daß die Raupe, wenn sie diese Verwandlung vorher sehen könte, auch schon zum voraus sich darüber freuen würde?

Johannes.

O ja, ganz gewiß!

Vater.

Vater.

Nun? Und ich, der ich mit völliger Gewißheit weiß, daß mir bei dem Tode meines Leibes eine noch viel grössere, viel herlichere Verwandlung bevorsteht, solte an die Stunde, in welcher diese Verwandlung mit mir vorgehen wird, nicht mit Freude denken? Solte mich nicht darüber freuen, daß ich an einen Ort kommen werde, der noch viel schöner, als diese schöne Erde, ist, und wo ich alle meine verstorbenen Lieben widerfinden werde, um ewig — ewig glüklich mit ihnen zu sein?

Johannes.

Ja, aber woher weiß man denn das so gewiß, daß die Sele nicht mit stirbt, sondern ewig lebt?

Vater.

Woher man das weiß? — Errinnerst du dich nicht mehr, von wem wir, die wir Christen heissen, diese trostreiche Nachricht erhalten haben?

Johannes.

O ja! Aber ich wolte nur sagen, wie nun die Leute, die keine Christen sind, es wissen können, daß ihre Sele unsterblich sei?

Vater.

Ich wil dir das Bild eines Mannes zeigen, der lange vor Christi Geburt gelebt hat. Darauf wirst du von selbst sehen, wie die weisen und guten Menschen des Alterthums es gemacht haben, um von dieser wichtigen Wahrheit sich zu überzeugen. Sieh da!

Johannes.

Ah! das ist gewiß Sokrates!

Vater.

Woher weißt du das?

Johannes.

Weil er eben so aussieht, als der Kopf, den Vater hat, und weil er im Gefängniß sizt, wie Sokrates auch that.

Vater.

Vater.

Hast Recht, Johannes; er ists. — Nun was scheint dir Sokrates hier zu thun?

Johannes.

Er denkt worüber nach.

Vater.

Und worüber meinst du wohl?

Johannes.

O ich weiß noch wohl aus der Geschichte! Er denkt über die Unsterblichkeit der Sele nach.

Vater.

Richtig! — Also durch bloßes Nachdenken erfuhr Sokrates, daß seine Sele unsterblich sei. Und was meinst du nun wohl, daß er darüber gedacht habe?

Johannes.

Ja, wer kan das wissen!

Vater.

Glüklicher Weise hat einer seiner Schüler alles aufgeschrieben, was er in den lezten Tagen

gen seines Lebens gethan und gesprochen hat; und daraus können wir sehen, wie er es machte, um sich von der Unsterblichkeit seiner Sele zu überzeugen.

Johannes.

Na, wie macht' ers denn?

Vater.

Ihr wißt, was ihm widerfahren war; ihr wißt auch, wie gut und gemeinnüzig er immer gelebt hatte. Jezt saß er nun da im Gefängniß, um für das Gute, was er gethan hatte, den Tod zu leiden. Da dacht' er nun ohngefähr so: "Gott ist gewiß höchst gütig und höchst gerecht; er belohnt also auch gewiß alles Gute und bestraft alles Böse. Mich wollen die unvernünftigen Menschen dafür tödten, daß ich so viel Gutes gethan habe, als ich konte. Das kan dem lieben Gott doch unmöglich wohlgefallen, weil er gerecht ist; und weil er so gütig ist, so wird er's mir gewiß darum wohlgehen lassen, daß ich unverdienter Weise

gelitten habe. Wenn nun aber meine Sele auch mitstürbe, indem mein Leib sterben wird, so könte Gott es mir ja nicht mehr wohl gehen lassen, weil ich dan gar nicht mehr wäre. Meine Sele wird also gewiß nicht mitsterben; sie wird gewiß leben bleiben, wenn mein Leib den Giftbecher getrunken hat: Gottes Güte ist mir Bürge dafür.„

Johannes.

Ja, das ist auch wahr; wenn seine Sele mitgestorben wäre: so hätte Gott ihn ja nicht mehr belohnen können! — Aber hatte denn Sokrates sonst keine Gründe, woraus er wissen konte, daß seine Seele unsterblich sei?

Vater.

Er hatte deren mehrere. Aber, anstat daß ich sie euch erzähle, wollen wir uns lieber einmahl an seine Stelle sezen, und versuchen, ob unser Verstand nicht auch irgend einen Grund für die Unsterblichkeit unserer Sele

selbst erdenken könne. Bildet euch also einmahl ein, jeder von uns wäre ein kleiner Sokrates; wir wünschten zwar, daß unsere Sele unsterblich sein mögte, aber, ob sie es wirklich sei, das hätte bisher kein Mensch uns mit Gewißheit sagen können; wir wolten also versuchen, ob wir nicht etwan im Stande wären, uns selbst davon zu überzeugen. — Wie würden wir das nun wohl anfangen? — Wohlan! ich wil euch erst auf die Spur helfen; dan wird eure Sele wohl von selbst hinzufinden wissen. Sagt mir erst, was geschieht denn wohl mit unserm Leibe, wenn er stirbt?

Johannes.

Er kann sich nicht mehr rühren, und denn so fängt er an zu verfaulen.

Vater.

Richtig! Er kan sich nicht mehr rühren. — das heißt doch wohl eben so viel, als: er liegt ganz stil, er kan sich gar nicht mehr bewegen?

Jo-

Johannes.

Ja; das ist ja einerlei!

Vater.

Und dan fängt er an zu faulen oder zu verwesen; und wie geht's denn damit zu?

Johannes.

J, er stinkt; und denn fält er zulezt ganz aus einander.

Vater.

Wenn er stinkt, so müssen ja wohl kleine Theile von ihm sich absondern und uns in die Nase fliegen; nicht?

Johannes.

Ja!

Vater.

Und wenn er, wie du sagst, aus einander fält, so müssen ja auch wohl die Theile, die vorher zusammen hingen, sich von einander trennen?

Johannes.

Ja!

Vater.

Alles was dem Körper widerfährt, indem er stirbt, bestünde ja also wohl darin: daß er erstlich sich nicht mehr bewegt, und dan zweitens, daß seine Theile aufgelöst, oder von einander getrent werden. Nicht wahr?

Johannes.

Ja!

Vater.

Nun wissen wir also, was sterben eigentlich heißt: und nun können wir untersuchen, ob die Sele wohl auch so sterben könne? — Der Leib ist todt, so bald er sich nicht mehr bewegen kan; denn die Bewegung ist eine Eigenschaft, die er nothwendig haben muß, wenn man ihn einen lebendigen Leib nennen sol: aber solte diese Bewegung wohl eben so nothwendig zum Leben der Sele gehören, so daß auch sie aufhörte zu leben, sobald sie keiner Bewegung mehr fähig wäre?

Diderich.

Sie könte ja noch denken, wenn sie auch gleich immer auf einer Stelle bliebe.

Vater.

Richtig! so lange sie denken, oder sich etwas vorstellen kan, ist sie noch immer eine lebendige Sele, sie mag sich bewegen oder nicht. Also darin wäre sie also zuerst von dem Körper unterschieden, daß sie lebendig bliebe, wenn sie sich auch gar nicht bewegte.

Nun laßt uns das zweite betrachten, was bei dem Tode des Leibes mit ihm vorgeht: die einzelnen Theile, aus denen er besteht, werden von einander getrent, oder lösen sich auf: kan denn das mit den einzelnen Theilen der Sele nicht auch geschehen?

Johannes.

J, die hat ja gar keine Theile! Die ist ja ein einfaches Wesen!

Vater.

Also?

Johannes.

Können ihre Theile auch nicht von einander getrent werden, weil sie keine hat!

Vater.

Also kan sie auch nicht auf diese Weise sterben. Also muß sie ewig leben. — Aber halt! daß wir uns nicht übereilen! Wer hat denn unsre Sele geschaffen?

Alle.

Gott!

Vater.

Solte denn der, der Selen aus nichts hervorbringen konte, sie nicht auch, wenn er wolte, wieder in nichts verwandeln können? Und wenn er, nach seiner Almacht, das ohnstreitig kan, was hilft es uns zu wissen, daß die Sele nicht von selbst stirbt? So kan ja doch die Almacht Gottes sie wieder zernichten!

Johannes.

Ja, das wird aber Gott gewiß nicht thun!

Vater.

Warum nicht?

Johannes.

Weil er so gütig ist!

Vater.

Das meine ich auch! Ueberdem glaube ich noch einen andern guten Grund zu sehen, der mir Bürge dafür ist, daß Gott das gewiß nicht thun werde.

Johannes.

Was für einen?

Vater.

Sage mir doch, gefält dir das wohl an einem Menschen, wenn er heute etwas sehr künstliches macht, und morgen es selbst wieder entzwei schlägt?

Johannes.

Nein!

Vater.

Wie nent man wohl einen solchen Menschen, der das thut?

Johannes.

Einen närrischen Menschen.

Vater.

Wenigstens einen Wankelmüthigen, der selbst nicht recht weiß, was er eigentlich wil. — Nun, solte denn wohl Gott, der das volkommenste aller Wesen ist, eines solchen Wankelmuths fähig sein, daß er heute etwas aus nichts hervorbrächte, und morgen es wieder zernichtete? Solte er, der Alles aus den weisesten Ursachen thut, sich wohl reuen lassen können, etwas gemacht zu haben, oder, wie die kleinen Kinder, einer Sache wieder überdrüssig werden können?

Johannes.

Wer das von ihm glauben könte, der müste ihn schlecht kennen.

Vater.

Das denk' ich auch. — Nun also, da unsere Sele weder von selbst sterben, noch von dem,

der sie geschaffen hat, wieder zernichtet werden kan: was folgt?

Johannes.

Daß sie ewig leben müsse.

Vater.

Wohl uns, daß wir dieses wissen! Solten wir nun wohl vor unserm bevorstehenden Tode uns noch fürchten können? Uns fürchten, daß wir aus einer Raupe zum Schmetterling, aus einem Menschen zum Engel, werden umgeschaffen werden?

Johannes.

Wer sich davor fürchten wolte, der müste ja wohl nicht recht gescheid sein!

Vater.

Oder solten wir etwa davor erschrekken, daß wir an einen Ort werden versezt werden, der noch viel herlicher ist, als diese Erde, auf der wir schon so unaussprechlich viel Gutes genies-

sen;

sen? — Oder davor, daß wir, in Gesellschaft guter und seliger Mitgeschöpfe, einer ewigen ununterbrochenen Glückseeligkeit genießen werden? — Oder endlich davor, daß wir den großen liebevollen Geist, der unser Aller Schöpfer und Vater ist, noch viel besser werden kennen, noch viel inniger werden lieben lernen?

Diderich.

J, wer könte sich denn davor fürchten, daß er noch viel glüklicher werden sol, als er schon jezt ist?

Vater.

Freut euch also, lieben Kinder, und danket Gott dafür, daß er euch diese erfreuliche Erkentniß schon so frühzeitig hat ertheilen lassen! — Die Zeit nahet heran — und wer weiß,

wie bald sie da sein wird? — daß der Tod uns von einander trennen wird. Dieser Mund, der euch jezt belehrt, wird dan auf immer verschlossen, diese Hand, die euch jezt zum guten und glüklichen Leben zu leiten sucht, wird dan von Würmern gefressen werden, und vermodern. Ich selbst werde nicht mehr bei euch sein. Aber wir werden uns wieder sehen, ihr Lieben! werden wieder vereiniget, auf ewig mit einander vereiniget werden, wenn wir Alle auf einem und eben demselben Wege der Tugend bleiben, der zur ewigen Glükseeligkeit führt. Und das wolt ihr doch?

Die Kinder bejaheten diese Frage durch einen Blik vol Tränen.

Komt her in meine Arme! Dieser Kuß sei vor den Augen des alsehenden Gottes das Siegel unsers Versprechens, daß wir so zu leben uns bestreben wollen, daß wir einst Alle an einem und eben demselben glükseeligen Orte wieder können vereiniget werden; und dieses Bild des weisesten und besten Mannes aus dem Alterthume diene uns zur täglichen Erinnerung an dieses Versprechen.

Hamburg,
gedrukt von Carl Wilhelm Meyn.

Neue Verlags- und Commissions-Bücher.

Jac. Georg Adler Descriptio codicum quorundam cuficorum partes corani exhibend. in Bibliotheca regia Hafniensi. 4to.

J. G. Büsch Schriften über die Handlung und Staatswirthschaft, 1 und 2ter Band: von dem Geld-Umlauf in anhaltender Rücksicht auf Staatswirthschaft und Handlungspolitick. 8vo.

Dr. A. Fr. Büsching Auszug aus seiner Erdbeschreibung, 1ster Theil, 5te vermehrte Auflage. 8vo.

J. H. Campe, Robinson der Jüngere, zur angenehmen und nützlich Unterhaltung für Kinder, 2ter Theil. 8vo.

- - Desselben Seelenlehre für Kinder, mit Kupfern. 8vo.

NB. Die Kupfer werden nachgeliefert.

Joh. Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nord-Amerika in den Jahren 1766, 1767 und 1768, mit einer Landcarte. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. P. Ebeling. 8vo.

Joh. Fr. Feddersen christliche Vorschriften bey den Freuden und Widerwärtigkeiten dieses Lebens. Auf höchsten Befehl herausgegeben. 8vo.

Cornelius Florus Tentamen medicum inaugurale de Stomachi debilitate. 4to.

J.

J. F. G— leichte und singbare Melodien auf diejenigen Gellertschen geistlichen Oden und Lieder, welche keine bekannte Kirchenmelodie haben. 8vo.

Journal, Kielisches Litteratur, aufs Jahr 1780. Wird monatlich fortgesetzt.

Klopstock, Er und über ihm, herausgegeben von C. F. Cramer, 1ster Theil. 1724-1747. 8vo.

Fr. Conr. Lange biblische Grundsätze von der menschl. Glückseligkeit für jedermann. 8vo.

Fr. Wilh. Mascho Predigten von der Religion und von der heil. Schrift, gewissen Liebhabern und Forschern der Wahrheit durch den Druck mitgetheilet. Mit einer Vorrede Dr. Joh. Sal. Semlers. 8vo.

J. H. D. Moldenhawer Dissertatio anatomica de Vasis Plantarum speciatim radicem hebramque aderentibus. 4to.

Sammlung, neue, von Reisebeschreibungen, 1ster Theil, enthaltend Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika.. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. P. Ebeling. 8vo.

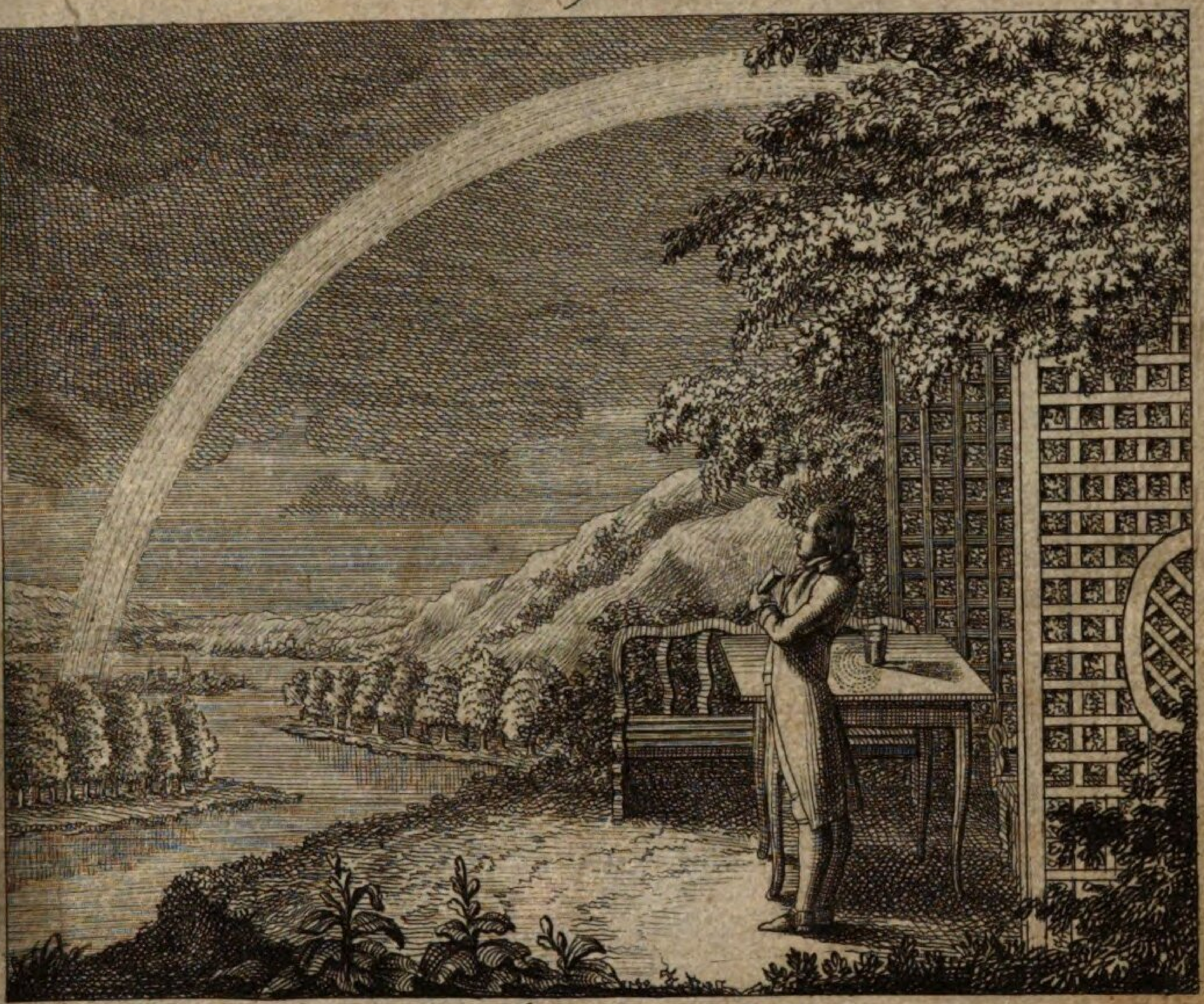
Dr. Joh. Dietr. Winckler heilige Andachtsübungen in Betrachtung wichtiger Wahrheiten der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach Veranlassung evangelischer Texte und andern Schriftstellen, in zween Theilen. 8vo.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

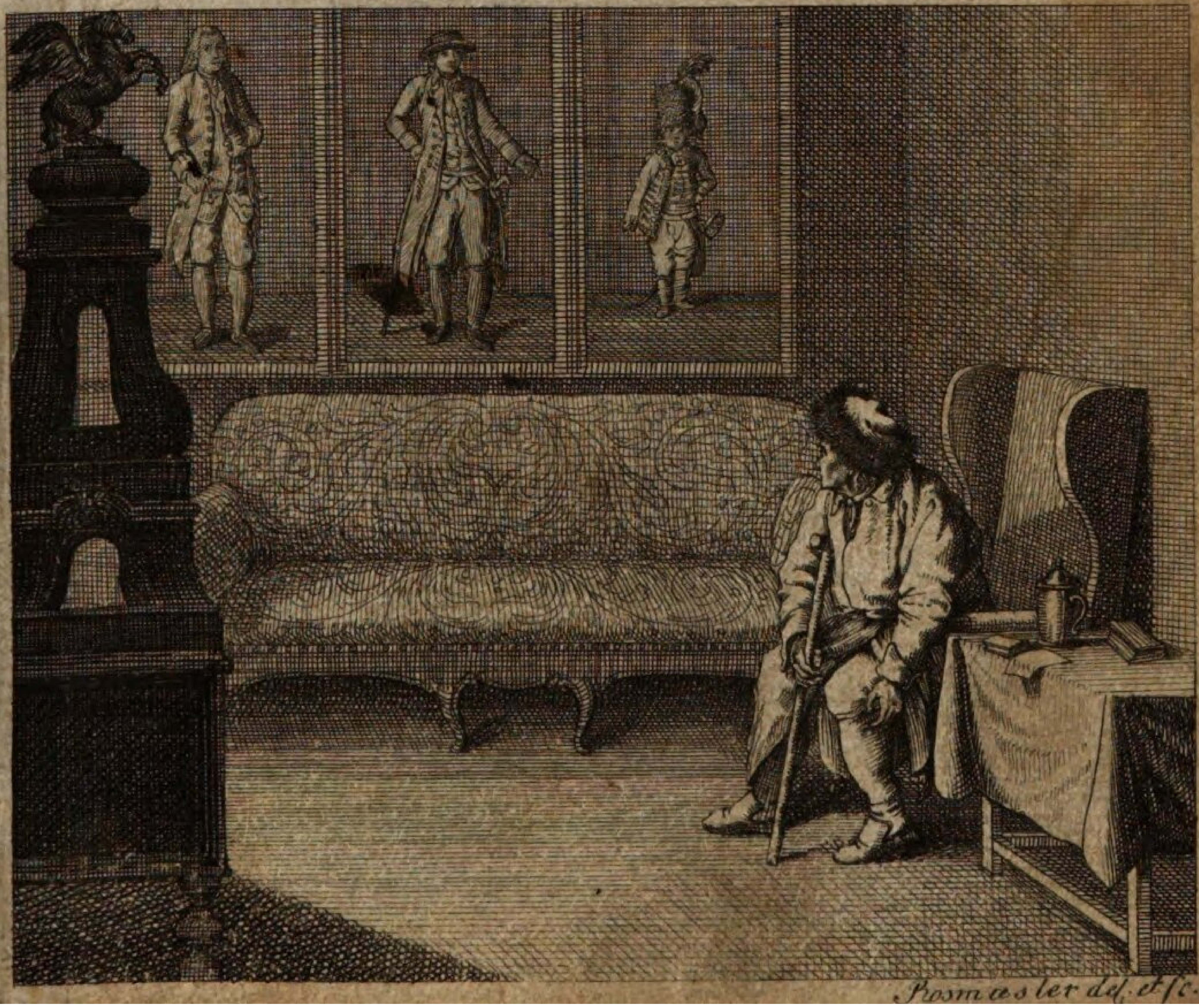
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

11. 12. 13. 14.

8. 9. 10.

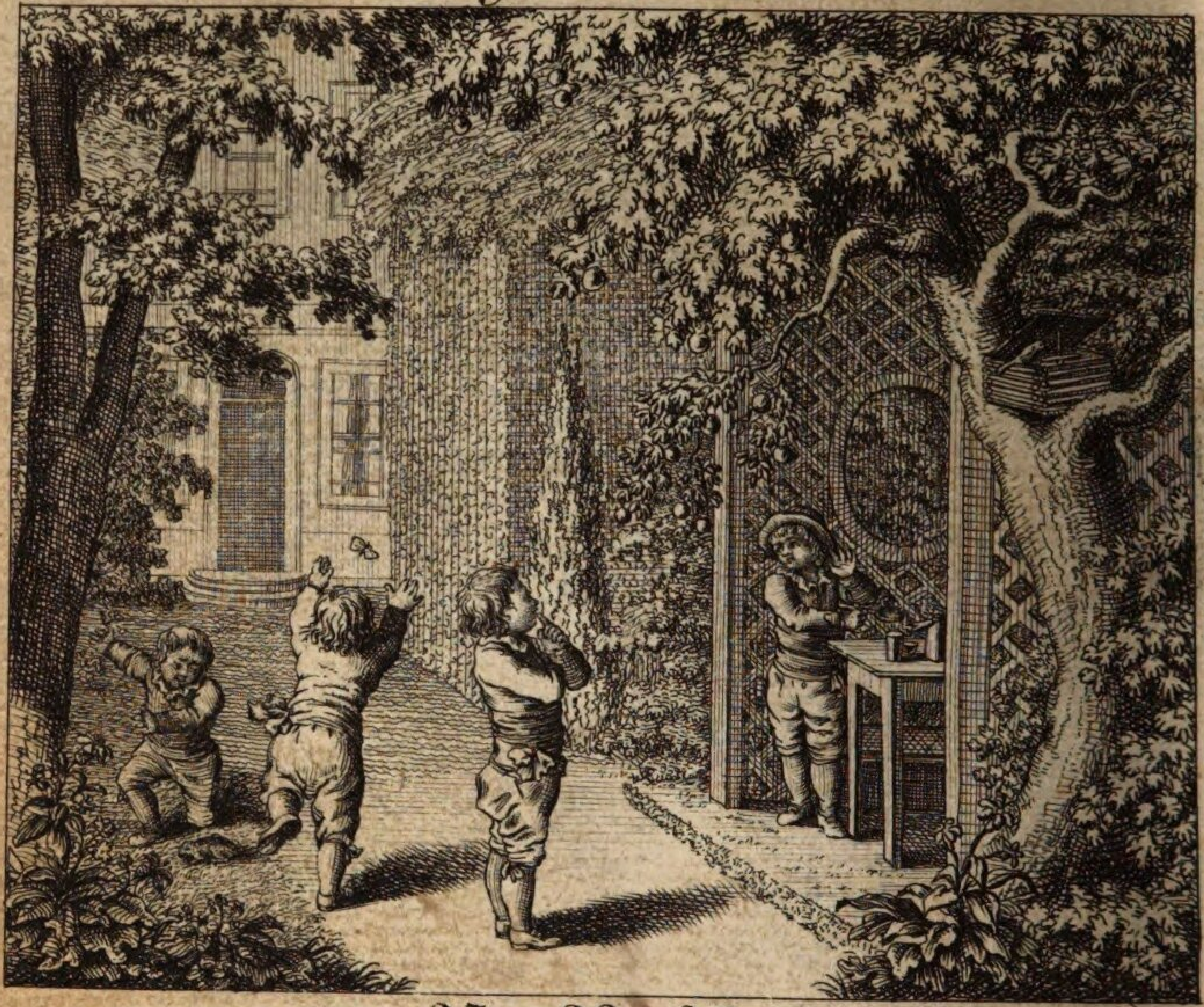


15. 16 17. 18.

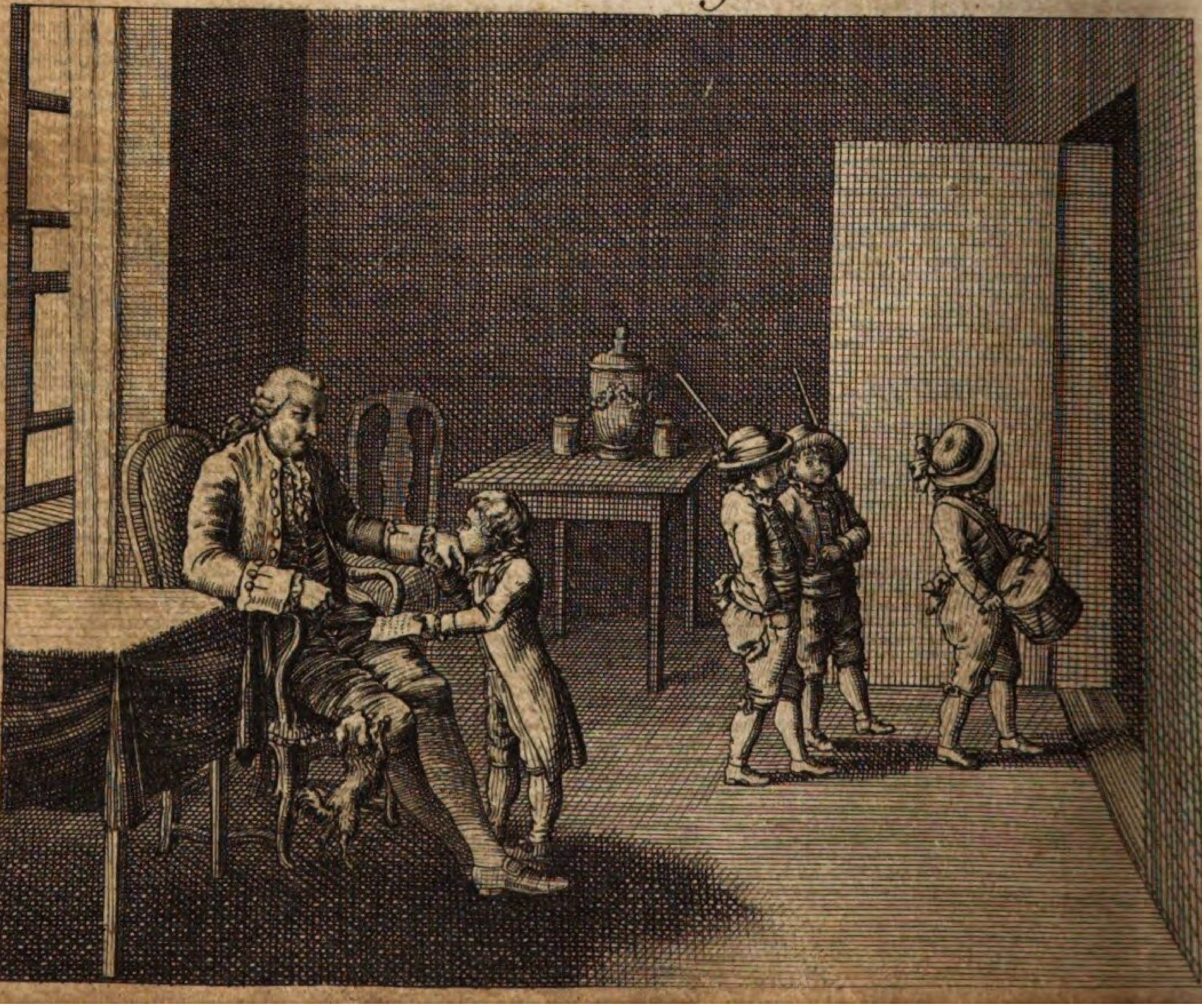


Rosmaesler del. et sc.

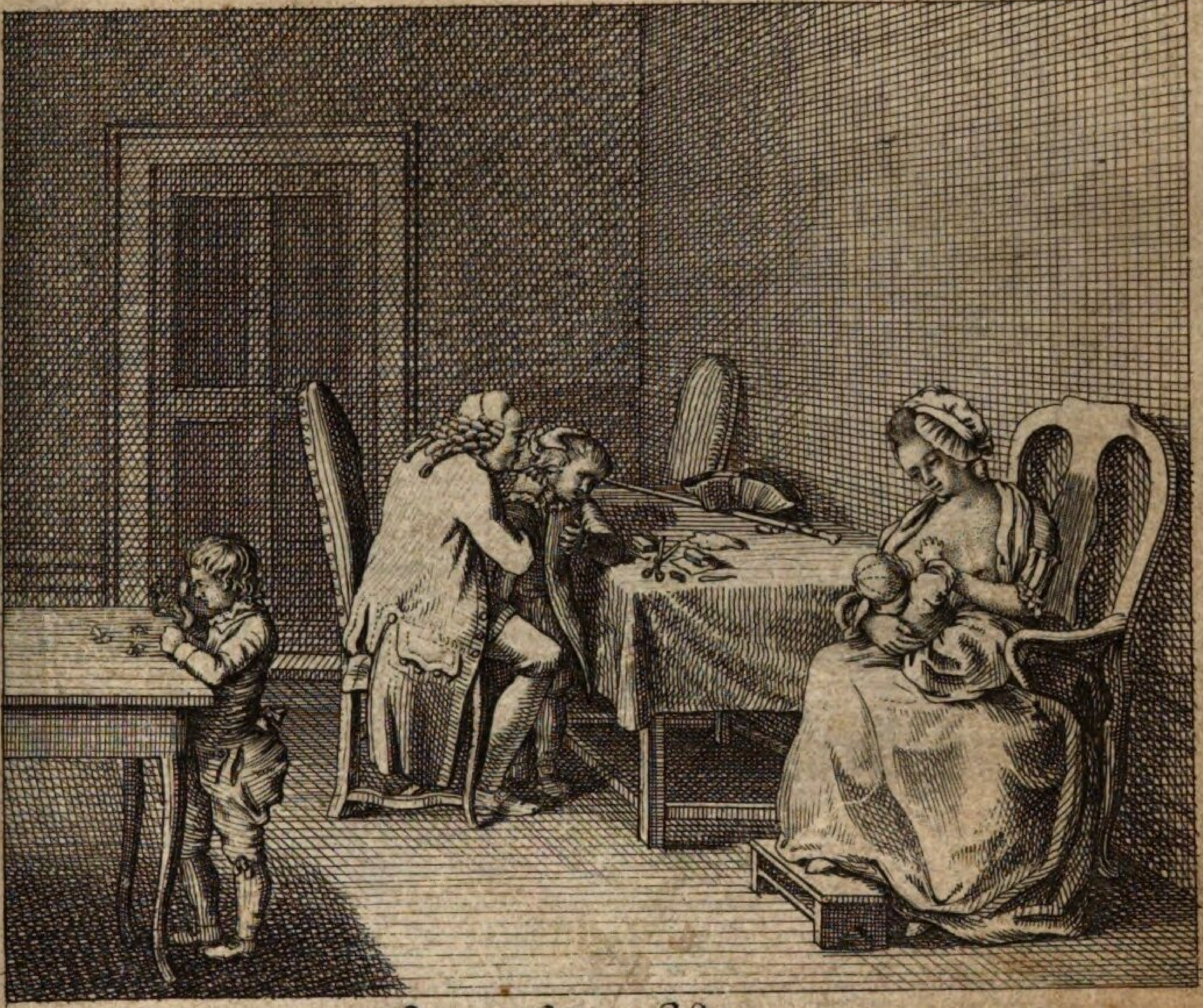
19. 20. 21.



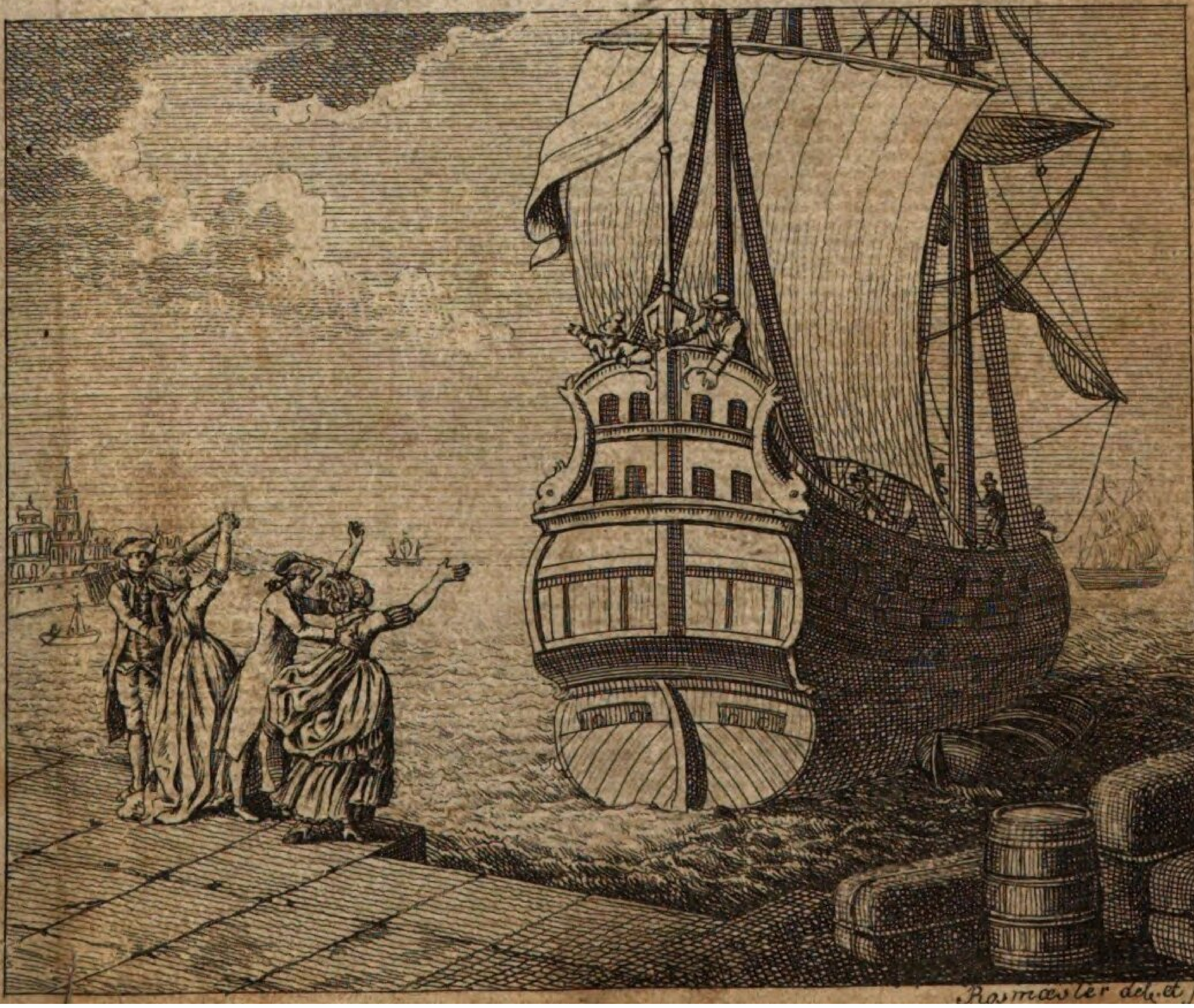
27. 28. 29.



22. 23. 24. 25. 26.



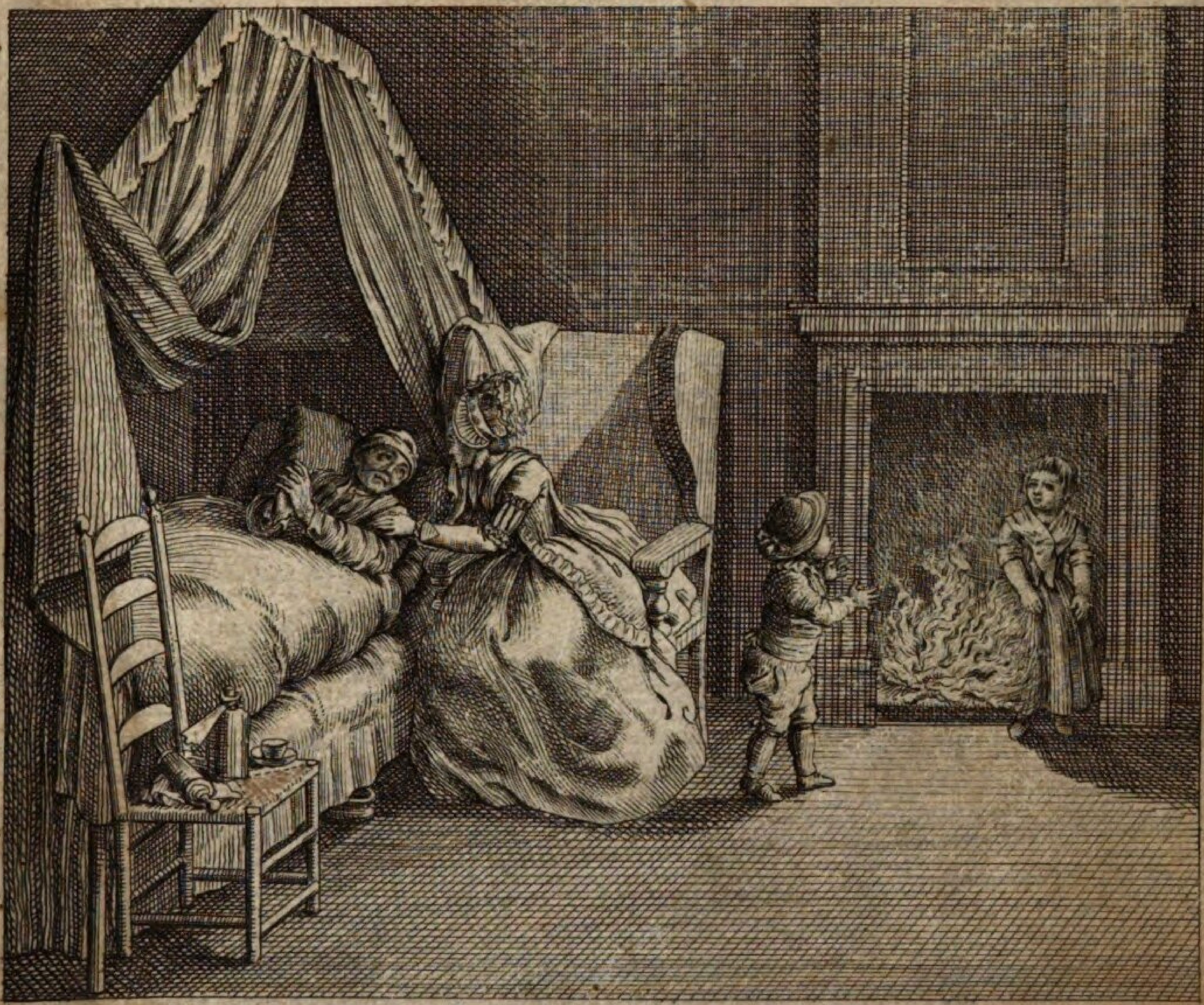
30. 31. 32.



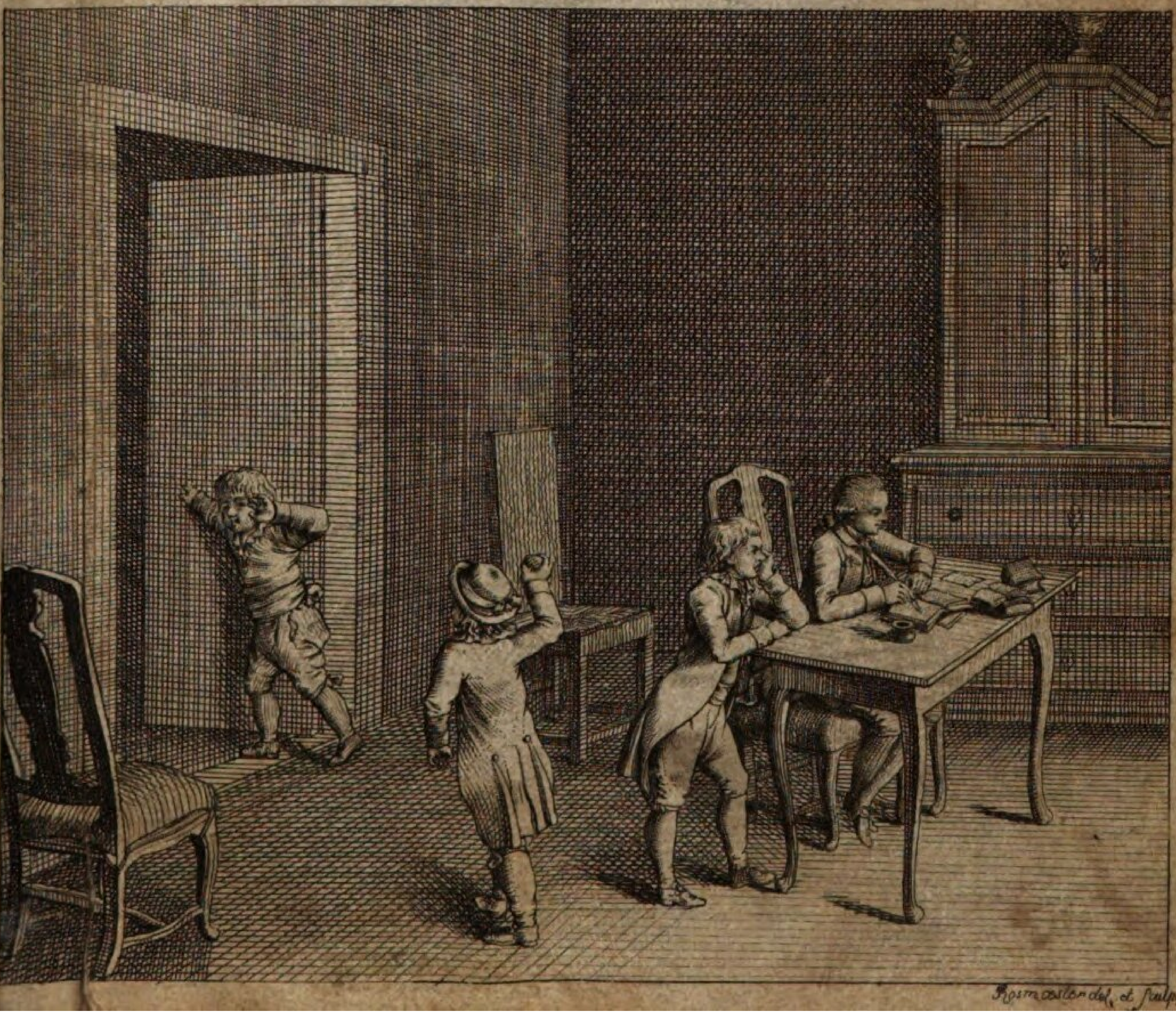
Rosmæsler del. et sc.

44

33. 34. 35. 36.



41. 42. 43.



Rosmaesler del. et sculps.

46.

47

48.

Rosmaesler del. et sc.

1000,-
Nov. '85

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, / Bohn, Carl Ernst, / Meyn, Carl Wilhelm,

Kleine Selenlehre für Kinder Nebst vier Kupfertafeln in Quart

Hamburg 1780

Paed.pr. 4446 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761906-2
VD18 14647583-001